LD 4110
31

A. F. E. Langbein's
prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Sechs und zwanzigster Theil.

Enthält:

Vacuna, Erzählungen für Freistunden.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Ein und dreißigster Band.

Enthält:

Vacuna, Erzählungen für Freistunden.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

STADTBIBLIOTHEK * [illegible]BURG

Vacuna.

Erzählungen für Freistunden,

vorzüglich

der Jugend.

I.

Das stumpfe Messer.

Ein Mährchen.

„Guten Morgen, liebe Jungen!“ sagte Mutter Sibylle, als ihre erwachsenen Söhne Paul und Jakob gegen zehn Uhr schlarfend und gähnend in die Wohnstube traten. „Das Frühstück wartet schon lang' auf euch, ihr Faulenzer! Kommt, setzt euch an den Tisch, esset und trinket, und erzählt mir, was euch geträumt hat.“

„Mir träumte,“ antwortete Paul, „Ihr schenktet uns einen Beutel voll Geld, und wir machten uns einen lustigen Tag.“

„Ach, mein guter Sohn,“ versetzte Sibylle, „mit

vollen Geldbeuteln kann eine unbegüterte Witwe, wie ich, nicht um sich werfen. Aber so viel ihr zu einem lustigen Tage braucht, das sollt ihr haben."

Sie ging nach dem Schranke, nahm vier Gulden heraus, gab jedem zwei, und empfing keinen Dank dafür, weil die lockern Bursche mehr erwartet hatten.

„Mir träumte was recht Dummes!" sagte Jakob, indem er das Geld in die Tasche steckte. „Ich ging im Walde, plötzlich that sich die Erde unter meinen Füßen auf, ich fiel in die Kluft, und erwachte vor Schrecken."

„Du armes Kind!" seufzte Sibylle. „Doch kann dein Traum viel Gutes bedeuten. Der Bergmann fährt in den tiefen Schacht, und bringt Gold hervor. Du wirst mit der Zeit ein reicher, steinreicher Mann werden. Mache dir also keine Sorgen über den Traum!"

„Da wär' ich wohl ein Narr!" erwiederte Jakob. „Ich weiß nicht, was Sorgen sind. Das ist Euer Fach, Mutter!"

„Wo steckt denn Therese?" fragte Paul, und blickte nach dem Winkel, wo seine Stiefschwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, gewöhnlich saß, wenn sie in der Stube gelitten ward.

Die Mutteer schlug ein Gelächter auf und sagte:

„Der dummen Gans hab' ich einen lustigen Streich gespielt. Ich jagte sie schon vor fünf Stunden aus dem Neste, und schickte sie in den Wald, um Gesträuch zur Feuerung abzuschneiden. Sie soll und muß so viel bringen, als sie tragen kann, sonst wird sie, anstatt des Mittagsessens, mit einer Prügelsuppe bedient. Daß sie aber diesem warmen Süppchen gar nicht entgehen kann, das ist der Spaß bei der Sache. Ich gab ihr zu ihrer Arbeit ein altes, stumpfes Messer, auf dem man, ohne sich zu beschädigen, nach Rom reiten könnte. Da müßt' es denn sonderbar zugehen, wenn sie so viel Strauchwerk brächte, daß man nicht mit einigem Anschein von Recht und Billigkeit vermöchte, ihr eine Tracht Schläge zukommen zu lassen und das Mittagsessen zu versagen."

Die Buben lachten über die gute Anwendung des stumpfen Kneifs, und lobten der Mutter glücklichen Einfall.

„Es freut mich, daß euch meine Anstalt gefällt;" sagte sie. „Wir müssen uns gegen die Nichtswürdige vereinen, sie zu verderben. Ihr Vater brachte mir den fremden Vogel ins Haus. Ich heirathete den alten Krüppel, daß er für uns arbeiten, uns Geld verdienen sollte; kaum aber hatt' ich ihn ein halbes Jahr,

da begab sich der faule Schuft zur ewigen Ruhe, und ließ mir den Balg auf dem Halse. War das nicht ordentlich boshaft?"

„Allerdings!" riefen die Brüder, und gingen mit ihren Angelruthen an den Fluß, um sich bis zum Essen die Zeit zu vertreiben.

In der Mittagsstunde trat Therese mit Furcht und Zittern ins Haus. Sie trug unter den Armen zwei große Bündel Holz, deren Gewinn ihr blutsauer geworden war. Aber Sibylle fuhr ihr entgegen: „Mehr bringst du nicht? Das ist ja nur eine Hand voll!"

Therese versicherte mit Thränen, daß sie mit dem stumpfen Werkzeuge nicht mehr habe ausrichten können, und zeigte ihre wund gearbeiteten Hände. Dennoch ward sie ein Faulthier gescholten, unbarmherzig geschlagen, und ihr angekündiget, daß sie diesen Mittag zur Strafe fasten solle.

Die Brüder kamen nach Hause, setzten sich mit der Mutter zu Tisch, und verspotteten die arme Therese, die hungernd in ihrem Winkel saß. Am Ende der Mahlzeit suchte Sibylle eine verschimmelte Rinde aus dem Brotschranke hervor, und warf sie ihr, wie

einem Hunde, zu. So gestärkt, mußte sie nachher schwere Hausarbeiten verrichten, und ward immer dabei geschimpft und geschlagen. Ihre Brüder aber begaben sich ins Wirthshaus, und verspielten und vertranken die empfangenen Gulden.

Diesem Tage glich die ganze Woche. Therese ward jeden Morgen um fünf Uhr mit dem unnützen Messer in den Wald geschickt und bei der Rückkunft gemißhandelt.

Der bisherige Gebrauch stumpfte das alte Eisen so gänzlich ab, daß sie am sechsten oder siebenten Morgen nicht den schwächsten Zweig damit von den Sträuchern trennen konnte. „Vater im Himmel! was soll ich anfangen?" rief sie weinend. „Heute schlägt mich die Mutter todt. Nun, wie Gott will! Dann haben meine Leiden ein Ende."

Indem sie so wimmerte, bewegte sich einige Schritte von ihr die Erde, that sich auf, und ein junges, schönes Weib hob sich mit halbem Leibe hervor. Sie hielt in der Hand eine funkelnde Gartenhippe und sprach: „Nimm dieß Werkzeug, armes Kind! Es wird dir dein mühsames Waldgeschäft erleichtern. Bist du

für heute fertig, so stampfe hier mit dem Fuße drei Mal auf; ich nehme dann die Hippe zurück, und leihe sie dir jeden Morgen wieder, wenn du auf gleiche Weise dich meldest.“ Damit zog sie sich zurück, und über ihr schloß sich die Erde.

Therese war über diese Erscheinung so bestürzt, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte. Doch hob sie die Hippe, welche die Wunderfrau vor ihr niedergelegt hatte, vom Boden auf, und versuchte sie am nächsten Strauche. Es war eine Lust, wie trefflich die Holzernte von Statten ging. Der blitzende Halbmond nahte sich kaum den Zweigen, so fielen sie zerschnitten herab. Therese hatte jetzt in fünf Minuten mehr Holz, als sie auf dem Rücken und unter den Armen fortbringen konnte. Dennoch verweilte sie noch bis gegen Mittag im Walde, um nicht daheim durch ungewöhnlich frühe Rückkehr ihr Geheimniß halb zu verrathen, und es sich dann vollends abfoltern zu lassen. Sie stampfte auf dem Platze, wo sie das wohlthätige Werkzeug empfangen, drei Mal auf, ein weißer Arm streckte sich aus einer kleinen Erdkluft hervor, und nahm die mit einigen Dankworten überreichte Hippe in Empfang.

Mutter Sibylle starrte die großen Holzbündel, die das Mädchen ins Haus brachte, mit Verwunderung an, ohne sich zu einem Lobwörtchen entschließen zu können. Es war ihr vielmehr gar nicht recht, daß sie keine Gelegenheit fand, Schläge auszutheilen und das verhaßte Stiefkind hungern zu lassen.

Am nächsten Morgen jagte sie Theresen wieder in den Wald, und befahl ihr mit strengen Worten, heute noch fleißiger als gestern zu seyn.

Die unterirdische Freundin reichte dem guten Mädchen, als es am Boden anklopfte, die Hippe wieder zu, und es hätte sich wohl der halbe Wald damit abmähen lassen, wenn es Theresen möglich gewesen wäre, größere Lasten zu tragen. Sie konnte daher, nach wieder abgelieferter Hippe, der lauernden Mutter nicht mehr als des vorigen Tages überbringen. Das ward für Ungehorsam erklärt, und Mißhandlungen folgten darauf. Die Leidende duldete sie, wie immer, mit schweigender Ergebung.

Nach Tische sagte die Alte zu ihren Söhnen: „Mit Theresen geht etwas vor, das ich nicht begreife. Sie brachte gestern so viel Holz aus dem Walde, daß ich im Stillen darüber erstaunte. Mich verdroß, daß ihr die Arbeit so leicht geworden war; denn sie

soll sich durchaus martern und quälen. Ich nahm daher gestern Abend ihr Waldmesser, und sägte damit so lange auf Kieselsteinen herum, bis die sogenannte Schneide beinahe noch stumpfer als der Rücken geworden war. Nun, dachte ich, wird sie's wohl bleiben lassen, mit einer ansehnlichen Holzbeute wieder einzuziehen. Ich glaubte, sie würde mit der größten Anstrengung kaum eine handvoll absäbeln können. Aber was geschah? Sie kam und trug, wie ein Esel, eine ungeheure Last, die wohl dem stärksten Manne kein Spielwerk gewesen wäre. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Sie muß schlechterdings einen Helfer im Walde gefunden haben; denn die grünen Zweige sind nicht etwa gewaltsam losgewürgt, sondern glatt und sauber, wie mit einem Federmesser, geschnitten. Nun, Jungen, was denkt ihr? was sagt ihr dazu?"

„Wer wird sich darüber den Kopf zerbrechen!" antwortete Paul. „Wir schleichen ihr einmal nach, und belauschen sie."

„Das wäre das Beste!" sagte die Mutter. „Ihr bequemen Gesellen verlaßt aber die Federn nicht gern in der Frühe."

„Ja, vor neun Uhr wird nichts daraus!" erwiederte Jakob.

„Und dann muß man auch erst gemächlich frühstücken;“ sagte Paul.

Es ward also beschlossen, Theresen des folgenden Tages nicht eher als um zehn Uhr nach dem Walde zu schicken.

Die Kundschafter schlichen ihr nach, und sahen mit Verwunderung, wie der schwanenweiße Arm aus der Erde kam, ihr die Gartenhippe zureichte, sie damit die ihr aufgegebene Arbeit spielend verrichtete, das Strauchwerk in Bündel packte, und sich dann ruhig unter einen schattigen Baum setzte.

Nach einer Weile traten sie nahe bei ihr hinter Gebüsch hervor, als kämen sie, dem Vogelfange nachgehend, zufällig an diesen Platz.

„Ei, Schwesterlein!“ sagte Jakob mit verstellter Freundlichkeit, „finden wir uns hier? Wir sehen mit Verwunderung, daß du schon so fleißig gewesen bist. Und wie zierlich sind alle Zweige geschnitten! Du, Schelmin, hast wohl gar eins von unsern Bartmessern dazu gebraucht?“

„Ach, Gott! wie könnt ihr das glauben?“ sagte Therese.

„Läugne nur nicht!“ sprach Paul. „Dein stumpfes Messer kann solche Dinge nicht thun.“

„Es wäre dir auch nicht zu verdenken, wenn du dich nach einem bessern Werkzeuge umgesehen hättest;“ setzte Jakob hinzu. „Die Mutter ist sehr unbillig, daß sie dich zwingt, dich mit einem so unbrauchbaren Dinge zu placken.“

Therese hatte die Hippe mit ihrer Schürze bedeckt; aber sie sah voraus, daß man sie gewaltsam nöthigen würde, den Ursprung des scharfen Werkzeuges, dessen sie sich unläugbar bedient hatte, zu bekennen. Die ungewöhnliche Freundlichkeit ihrer Brüder gab ihr dazu Muth; sie gestand den ganzen Vorgang ehrlich und wahr, zeigte den Buben die Hippe, machte ihnen die Art und Weise des Empfangs und der Rückgabe bekannt, bat aber dringend, der Mutter die ganze Sache zu verschweigen.

Das versprachen die Brüder; sie hatten jedoch nicht Lust, ihr Wort zu halten, und beschloßen überdieß, noch eine andere Unthat zuvor auszuüben.

Sie foderten das Mädchen auf, mit ihnen nach Hause zu gehen. Therese antwortete: sie trage Beken, sich schon jetzt auf den Weg zu machen, weil es die Mutter befremden würde, daß sie dießmal inner-

halb einer Stunde mehr Holz gewonnen, als sie sonst nach einer viel längern Abwesenheit geliefert habe. „Sprich, wir hätten dir geholfen!“ sagten die Brüder, und Therese mußte sich nun zum Heimgange mit ihnen entschließen.

In der Nähe des Ortes, wo die Hippe abgegeben werden mußte, riß sie Jakob plötzlich der Schwester aus der Hand. Therese schrie und bat, sie nicht unglücklich zu machen; aber die Verruchten lachten sie aus, entsprangen mit ihrer Beute, und das schwer belastete Mädchen war nicht im Stande, die flüchtigen Renner einzuholen.

Sie wußten die Stelle genau, wohin die Hippe gehörte. Da blieben sie stehen, und gaben das ihnen von der Schwester entdeckte Zeichen. Der Arm erschien; Jakob, der ihn in gebückter, zielender Stellung erwartete, versetzte ihm sogleich einen wüthenden Hieb; der Arm zog sich verwundet zurück, und die Bösewichter jubelten laut. Aber mit Donnerkrachen sprang die Erde weit auf, und verschlang sie.

Therese, die mit Entsetzen das furchtbare Ereigniß sah, warf schnell alles Holz von sich, lief herbei,

stürzte auf der Stelle, wo die Brüder versanken, auf die Knie, und rief flehend bald gen Himmel, bald in die Erde hinein, ihr die Verunglückten wieder zu geben. Ihre Gebete wurden nicht erhört. Da sagte sie mit erschöpfter, leiser Stimme: „Meine letzte Stunde hat geschlagen! Die Mutter tödtet mich, ob ich gleich schuldlos bin. Ach, das stumpfe Messer, das sie mir selbst aufzwang, hat alles Unglück gestiftet!"

Sie steckte es in die Erde, um der Mutter den Ort bezeichnen zu können, wo ihre Söhne verschwunden waren.

„Gott ihre Seele befehlend, eilte sie heim, und sagte schluchzend: „Mutter, ein großes Unglück! Die Erde hat Eure Söhne verschlungen. Draußen im Walde, nicht weit von der großen Buche, wo mein altes Messer in der Erde steckt, verschwanden sie vor meinen Augen."

„Bist du wahnsinnig geworden?" versetzte Sibylle ganz ruhig. „Du redest ja tolles Zeug!"

„O, daß ich im Wahnsinn spräche!" antwortete Therese, und berichtete nun den ganzen Hergang von dem Augenblick an, da ihr das unterirdische Wesen zuerst erschien, bis zur letzten schaudervollen Begebenheit.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!“ schrie Sibylle, und raufte sich vor Verzweifelung die Haare aus. „Du, Ungeheuer, bist Schuld an ihrem Verderben!“ — Und mit rasender Wuth ergriff sie ein Messer, um es dem unschuldigen Kinde, das knieend und mit gefaltenen Händen den Todesstreich erwartete, in die Brust zu stoßen.

Urplötzlich sprang die Stubenthür auf, Theresens Wohlthäterin flog herein, faßte sie in die Arme, und verschwand mit ihr.

Sibylle stand, mit erhobener Hand, stumm und starr vor Schrecken.

Als sie sich wieder bewegen konnte, lief sie in den Wald, fand das Merkzeichen, mit dem sie Theresen so heillos gequält hatte, warf sich jammernd auf der Stelle nieder, wühlte die Erde mit den Händen auf, und rief tausend- und aber tausendmal die Namen ihrer Söhne. Aber die Erde war stumm. Nur des Guckgucks eintöniger Ruf schallte, wie Spott, durch den Wald.

Sie begab sich nun eiligst zur Obrigkeit des Orts, und bat, mit Meldung des unglücklichen Vorfalls, um

Erlaubniß, daß sie die Stelle, wo ihre Söhne versunken waren, auf ihre Kosten dürfe aufgraben lassen. Es ward ihr, nach angestellter Besichtigung, ein Umkreis von hundert Schritten bewilliget. Sie stellte sogleich zwanzig Arbeiter an, und berief sogar Bergleute von entfernten Orten; aber keines Menschen Spur ward in den dunkelsten Tiefen gefunden. Die Obrigkeit überließ ihren dringenden Bitten einen neuen, noch größeren Raum; doch war dessen Aushöhlung eben so fruchtlos. Der eintretende Winter setzte der vergeblichen Arbeit ein Ziel, und Sibylle hatte den größten Theil ihres geringen Vermögens dabei aufgeopfert.

Ganz an den Bettelstab gekommen, saß sie fünf Jahre später in ihrer Hütte, und bemühte sich eben, ein steinhartes Stück Brot mit dem verhängnißvollen stumpfen Messer zu zertheilen, als sie plötzlich ein erderschütterndes Gerassel vernahm, und ein goldener Wagen, mit acht hohen Rappen bespannt, vor ihrer Thüre still hielt. Ein junger, weiblicher Engel ward von vier prächtig gekleideten Dienern heraus gehoben, und

ging stracks, wie hier zu Hause, in Sibyllens armseliges Stübchen.

Die arme, von Mangel und Gram gebeugte Frau zitterte bei der strahlenden Erscheinung; aber mit sanfter, freundlicher Stimme sagte die Fremde: „Guten Tag, liebe Mutter! Kennt Ihr mich noch? Ich bin Eure Tochter Therese."

Die Alte erschrack und schwankte, als wollte das Gefühl ihrer Unthaten sie zu Boden drücken: aber Therese faßte sie liebreich bei der Hand und bat, die trübe Vergangenheit ganz zu vergessen. „Ich bin glücklich," setzte sie hinzu, „und Ihr, liebe Mutter, sollt's auch werden. Meine Wohlthäterin ist eine mächtige Fee. Sie vermählte mich vor drei Monaten mit dem jungen Könige eines großen Reiches, und ich machte jetzt eine Reise von tausend Meilen bloß in der Absicht, Euch hier abzuholen und in die Residenz meines Gemahls zu führen, wo Euch Ueberfluß und aller Wünsche Befriedigung erwarten."

Sie winkte jetzt durch's Fenster. Eine Kammerfrau trat in die Stube, und hinter ihr ein Diener, der einen Kasten voll Kleider trug. Als er diesen auf den Tisch gesetzt hatte, zog er sich zurück, und die Kammerfrau kleidete Sibyllen, auf der jungen Königin

Befehl, in prächtige Gewänder. Nach wenigen Minuten sah die Bettlerin einer Fürstin gleich.

Während des Ankleidens erblickte Therese das stumpfe Messer. Sie ergriff es gerührt, drückte es an ihren Busen, und übergab es der Kammerjungfer zu sorgfältiger Verwahrung. Es war edel und rühmlich, daß sich die junge Königin nicht schämte, ihre Diener zu Zeugen ihrer dürftigen Herkunft zu machen.

Die Reise ging nun fort, und die richtigen tausend Meilen, die unsere löblichen Schnellposten kaum in sechs Wochen bezwingen würden, legte man in vier und zwanzig Stunden zurück. Die Fee hatte vorgespannt. Ihre Rappen waren dienstbare Geister, die bloß zu dieser Reise die Roßgestalt angenommen hatten, und ihre vierfüßige Rolle vortrefflich spielten.

An der Pforte des königlichen Schlosses empfingen zwei junge Männer in Hoftracht den ankommenden Wagen, und begleiteten, sammt der Königin, Mutter Sibyllen in ihre Zimmer, die ihr in einem Seitenflügel der Königsburg angewiesen waren.

Als sie sich dort auf einen goldenen Armstuhl niedergelassen hatte, stellte die Königin ihr die beiden

Höflinge mit der Frage vor: „Mütterchen, kennt Ihr Diese nicht?“

„Ach!“ seufzte die Alte, „wären die Herren nicht so stattlich gekleidet, so glichen sie meinen verunglückten Söhnen, welche die Erde verschlang.“

„Ja, sie verschlang uns!“ riefen Paul und Jakob, und umarmten die freudig erschrockene Mutter. „Rettung und Leben verdanken wir unserer edelmüthigen Schwester. Sie war unsere Fürbitterin bei der zürnenden Fee, die uns, als wir durch den Sturz in den Abgrund ihre Gefangene geworden, tödten lassen wollte. Sie schenkte uns das Leben; aber freie Rückkehr zu Euch ward uns versagt. Wir mußten bis zur Vermählung unserer geliebten Schwester im Palaste der Fee bleiben, wurden von weisen Lehrern unterrichtet und zu bessern Menschen gebildet.“

Die Mutter zerfloß fast in Freudenthränen, und erhob ihre vormals so grausam verfolgte Tochter bis in den Himmel.

Der König überhäufte Sibyllen und ihre Söhne mit Wohlthaten, ob er es gleich allen dreien nicht verzeihen konnte, daß sie vormals seine Gemahlin so schrecklich gemißhandelt hatten. Er beehrte sie deßhalb weder mit einem Besuche, noch ließ er sie vor sich

kommen. Die Brüder, denen dieses Verhältniß unerträglich war, suchten nach einiger Zeit ihr Glück in fremden Ländern. Aber die Mutter, die sich aus ihres Eidams Ungnade weniger machte, blieb bei ihrer guten Tochter, und starb, nach einer Reihe glücklicher Jahre, in ihren Armen.

Des Rohen Obmacht stürmt nicht selten
Gewaltsam auf den Schwachen los;
Dieß aber einst mit Wohlthat zu vergelten,
Ist göttlich groß.

II.

Der Näscher.

Der Hofrath Wallo, ein reicher Mann und Bewohner einer großen Stadt, war Vater eines achtjährigen Sohnes, der einer zügellosen Lüsternheit nach Näschereien ergeben war. Er trug nicht nur sein gesammtes Taschengeld zum Zuckerbäcker, sondern bemächtigte sich auch im Hause aller Leckereien, denen er heimlich beikommen konnte. Wollte man, zum Beispiel, die zierlich gedeckte Gasttafel mit einer kurz zuvor ins Haus gebrachten und nicht unter Schloß und Riegel verwahrten Torte schmücken, so hatte Julius bereits das bunte Fruchtfeld ihrer Oberfläche so rein geplündert, daß man das entstellte Prachtstück nicht aufsetzen konnte. Weder Abmahnung noch Strafen waren vermögend, ihm diese Unart abzugewöhnen.

Der Vater betrübte sich darüber; aber die Mutter suchte ihn damit zu trösten, daß Julius seiner kindischen Naschhaftigkeit bald entwachsen werde. „Nein, er entwächst ihr nicht;“ sagte Jener: „die Unart wächst im Gegentheil mit ihm. Benascht er einst keine Torten mehr, so wird er, als Staatsbeamter, Landeskassen bestehlen. Die Fehler der Jugend vergrößern sich mit der Zeit zu Verbrechen. —“

Eines Morgens war der Hofrath ausgegangen, kam in der Mittagsstunde zurück, und ein fremder Knabe trug ein hohes Kästchen von Mahagonyholz hinter ihm her. Wallo nahm es ihm auf der Hausflur ab, und ging damit ins Wohnzimmer.

„Sieh,“ sprach er zu seiner Gattin, „da hab' ich einen doppelten Einkauf gemacht. Das Kästchen fand ich in der Werkstatt eines geschickten Tischlers, und es gefiel mir so sehr, daß ich es kaufte. Um es jedoch nicht leer zu bringen, ließ ich mir's bei einem Zuckerbäcker mit Marzipan füllen, den wir bei der nächsten Gasterei zum Nachtisch anwenden wollen.“

Er öffnete jetzt das mit einem Schlosse versehene Kästchen, und zeigte den Marzipan. Die Hofräthin fragte nach der Zahl der kleinen, mannigfaltig gebildeten Stücke.

„Solche Kleinigkeiten zähle ich nicht;“ war seine Antwort. „Ich ließ mir den Kram zuwiegen, und wir wollen auch jetzt die Heerde nicht zählen, damit wir uns nicht ärgern, wenn uns etwa ein gewisser Wolf ein paar Schäfchen entführen sollte.“

Er sah bei diesen Worten scharf auf den horchenden Julius, der sich getroffen fühlte, und erröthend sagte: „Du meinst mich, Vater! Ich will aber kein Wolf mehr seyn.“

„Halte Wort!“ sprach der Vater, und drohte ihm mit dem Finger. „Vergehst du dich dießmal, so wird dirs übel bekommen.“

Er trug dann das Kästchen, das unverschlossen blieb, in ein anderes Zimmer, worin man dergleichen Sachen, die nicht sogleich gebraucht wurden, aufzubewahren pflegte. Nachher setzte man sich zu Tische.

Dem kleinen Näscher behagte das Essen nicht sonderlich, weil er bei jedem Bissen daran dachte, daß Marzipan süßer schmecke. Es ärgerte ihn, daß er vorhin ausdrücklich versprochen hatte, kein Raubwolf mehr zu seyn. Er hätte sonst gern die Zahl seiner Sünden noch vermehrt. Die nahe Beute war gar zu lockend, und er konnte sich ihrer, da Zimmer und Kästchen unverschlossen waren, mit leichter Mühe bemächtigen.

Nach der Mahlzeit begleitete ihn der Gedanke an den wundersüßen Marzipan zu seinem Lehrer, bei dem er bis sehr Uhr aushalten mußte.

Als er zurück kam, schlich er an das Zimmer, das den Schatz enthielt. Er guckte durch's Schlüsselloch: das Kästlein stand noch an seinem Platze. Er versuchte leise, ob das Zimmer verschlossen sey; es ließ sich öffnen. Nun stand er, wie Herkules, am Scheidewege. Sollt' er den Lockungen der Lüsternheit folgen oder sich den Zügel der Enthaltsamkeit anlegen? Er sann und sann, trippelte bald von der Thüre hinweg, bald wieder dahin, sah und horchte links und rechts; und als weder Auge noch Ohr eine störende Bewegung vernahmen, husch! war er im Zimmer.

Wie der Habicht nach der Taube, schoß er auf das Kästchen zu, und riß es auf. Bestürzt fand er es leer; aber plötzlich, wie ein Pistolenschuß, fuhr ein Kerlchen, eine Spanne lang, aus dem Boden herauf, setzte eine Trompete an den Mund, und schmetterte so grimmig, als sollten die Todten auferstehen. Julius sprang fliehend nach der Thür; man hatte sie von aussen leise verschlossen. Er wollte durch's Nebenzimmer flüchten; dort trat ihm sein Vater, von zwei fremden Männern begleitet, entgegen. „Warte, mein

Sohn!" sprach er, „wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden. Vorher aber will ich den Herold deiner Schande zum Schweigen bringen."

Er ging zum Kästchen, berührte eine verborgene Feder, und das lärmende Männlein verschwand.

„Es ahnte mir," fuhr er dann fort, „daß du deine Zusage nicht erfüllen würdest. Du wolltest dir, nach alter Gewohnheit, ein Stückchen Marzipan zueignen, geriethst aber ins Quartier eines Trompeters, der deinen bösen Willen so laut verkündigte, daß kein Läugnen Statt findet. Das Trompetenwerk kostet viel Geld; aber auch dir soll dein Wortbruch theuer zu stehen kommen. Sieh, der berühmte Herausgeber der Wespe, der Herr Doktor Zwickbold, dessen vielgelesene Wochenschrift eine fortlaufende Chronik aller hier vorfallenden Schandgeschichten ist, hat sich auf mein Ersuchen hierher bemüht, um den lustigen Vorgang niederzuschreiben, und ihn, mit öffentlicher Nennung deines vollen Namens, in der Wespe bekannt zu machen. Um dich aber auch den Lesern von Person darzustellen, ist gegenwärtiger Herr Professor Griffel, unser Hogarth, gefällig entschlossen, dich und den kleinen Trompeter auf der Stelle nach dem Leben zu zeichnen, und das spaßhafte Blättchen, sauber in Kupfer gestochen,

durch Stadt und Land mit der Wespe fliegen zu lassen."

Julius schlug schweigend die Augen nieder. Doktor Zwickbold setzte sich an einen Tisch und schrieb. Professor Griffel wählte seinen Platz auf der andern Seite des Zimmers. Wallo stellte den kleinen Helden, der verewiget werden sollte, in die Mitte, und ließ den Trompeter wieder erscheinen und blasen. Jene Männer arbeiteten rasch, und wurden fast zu gleicher Zeit fertig.

„Haben Sie die Güte, uns Ihren Schwank vorzulesen;" sagte Wallo zum Doktor.

Es geschah; die Zuhörer lachten laut über den possierlichen Aufsatz; nur Julius brach in Thränen aus.

Der Professor legte dann seine komische Zeichnung zur Ansicht vor, und das Gelächter erneute sich.

Sie ward jetzt auch dem weinenden Knaben gezeigt. Mit Schrecken sah er sich, wie er leibte und lebte, abgebildet. Erschüttert warf er sich vor dem Vater nieder, bat schluchzend, ihn nicht vor aller Welt zu beschimpfen, und versprach mit den herzlichsten Worten, sich die Unart des Naschens ganz abzugewöhnen, und jede heimliche Entwendung einer ihm nicht gehörigen Sache sein Leben lang zu verabscheuen.

„Deine Worte sind gut;" sagte der Vater: „aber

ich traue dir nicht. Du hast mir schon oft Besserung angelobt, und dich doch immer wieder von deinem unersättlichen Naschhunger zu neuen Vergehungen hinreißen lassen. Ein altes Sittengesetz sagt: Was nicht Dein ist, laß liegen! oder: Was Du nicht hingelegt hast, das nimm auch nicht weg! Diesem Gesetze handelst du täglich entgegen. Darum übergeb' ich dich der strafenden Wespe, und du wirst öffentlich von ihr gestochen, wenn du dich auch darüber zu Tode grämen solltest. Wer als Kind Leckereien entwendet, bleibt auch in spätern Jahren zu Veruntreuungen geneigt. Aber ein Mensch, dem fremdes Eigenthum nicht heilig ist, verdient nicht zu leben."

Julius drückte sein Gesicht auf den Fußboden und weinte laut. Die beiden Herren, denen es bekannt war, daß Wallo nur einen tüchtigen Schreckschuß thun wollte, schlugen sich jetzt ins Mittel, und baten ihn, seinem reumüthigen Sohne zu verzeihen. Er sträubte sich lange. Endlich sprach er: „Nun wohlan! In Rücksicht Ihrer Fürbitten, meine Herren, will ich noch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen. Steh auf, Julius, und sündige hinfort nicht mehr! Bei dem nächsten Fehltritte der heutigen Art bist du ohne Rettung dem Stachel der Wespe verfallen. Ich hebe

diese beiden Blätter indessen auf. Sobald du dich auf's neue vergehst, werden sie sogleich zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie versprechen mir doch dann, meine Herren, Ihren schleunigen Beistand?"

Diese Frage ward bejaht; aber Wallo hatte die Freude, der Wespe nie zu bedürfen. Julius besserte sich ernstlich, lebt jetzt als Staatsbeamter in Ehren, und genießt den allgemeinen Ruhm eines sehr rechtlichen Mannes.

III.

Die Gefangenen.

Eine Begebenheit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

1.

Das Abendlied.

In einem Dorfe des damaligen Kurfürstenthums Sachsen war eines Abends das Wirthshaus voll ländlicher Gäste. Einige spielten um Kupferpfennige; andere, unter welchen sich der staatskluge Schulmeister befand, vertheilten goldene Zepter und Kronen. Der Wirth, mit dem zahlreichen Zuspruch sehr zufrieden, ging von Tisch zu Tisch, um seinen Gästen gleichsam den Hof zu machen, und sie durch sein freundliches Gesicht zu fleißiger Wiederholung ihres Besuches ein=

zuladen. Hier sah er in die Karte und jubelte über ein gewonnenes Spiel; dort trat er zu den politischen Kannengießern, neigte sein Ohr zu ihrem Geschwätz, und lobte ihre Weisheit. Dann setzte er sich, von dieser Wanderung ermüdet, in seinen breiten Armstuhl und nickte.

So war die achte Stunde heran gekommen. Da erklang draußen vor dem Fenster der Ton einer Leier, und eine jugendliche Stimme sang folgendes Lied:

Seyd mir gegrüßt, ihr Sterne,
Ihr meines Sehnens Ziel!
Ihr lehrt aus weiter Ferne
Des Guten mich so viel!

Am hohen Himmelsbogen
Ist ewig euer Stand,
Doch sehet ihr gewogen
Herab auf Stadt und Land.

Den Pilger, der im Dunkeln
Sich einem Irrweg naht,
Den leitet euern Funkeln
Auf seinen rechten Pfad.

O, zeigte man doch Allen,
Die hier, bethört von Wahn,
Des Irrthums Straße wallen,
So sanft der Wahrheit Bahn!

Wann hinter Wolkenwänden
Sich euer Glanz verlor,
Dringt ihr, uns Licht zu senden,
Bald wieder mild hervor.

Des Schicksals Wolken scheiden
Vom Glück auch Manchen hier.
Er wünscht, aus trüben Leiden
Hervor zu gehn, wie ihr.

Hell werde doch dem Armen
Sein dunkler Erdenlauf;
Sonst heb' ihn aus Erbarmen
Der Herr zu euch hinauf!

2.

Der Schenkwirth.

„Wer gibt uns das Lirum=Larum zu hören?" sagte der aufwachende Wirth. „Gewiß Vagabunden, die eine Herberge suchen. Ich werde dem Gesindel scharf auf den Zahn fühlen."

Jetzt ward bescheiden an die Thür geklopft. Der Wirth blähte sich auf seinem ledernen Throne, und rief mit barscher Stimme: „Herein!"

Ein ansehnlicher, doch ärmlich gekleideter Mann, eine wohlgebildete Frau und ein freundlicher Knabe

traten grüßend in die Stube. Jener trug eine Zauberlaterne, dieser eine Drehorgel.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte der Wirth.

„Wir bitten um ein Nachtlager!“ antwortete der Mann mit einem feinen und höflichen Tone.

Aber unfreundlich und gebieterisch sagte der Wirth: „Zeigt Euren Paß!“

„Leider haben wir keinen!“ erwiederte der Fremdling. „Wir wurden vorgestern im Walde von drei Männern angefallen, und erschracken nicht wenig. Aber einer der Strauchdiebe sagte: Wir sehen, daß nicht viel bei Euch zu holen ist; darum wollen wir uns mit Eurem Rocke begnügen. — Froh, so wohlfeil davon zu kommen, zog ich ihn geschwind aus; sie rissen ihn mir aus der Hand, und eilten von dannen. Kaum waren sie im Walde verschwunden, so fiel mir ein, daß sich mein Paß in der Tasche des geraubten Rockes befand. Ich lief den Räubern nach, aber sie waren schon über alle Berge. Zum Glück hatten sie mir die Weste, und darin einige Thaler gelassen, wovon ich mir sogleich in der nächsten Stadt wieder einen Rock kaufte.“

„Ein sauberes Mährlein!“ sagte der Wirth, und schob lachend seine Nachtmütze von einem Ohre zum andern. „Mir will's nicht in den Kopf, und der Herr

Amtmann, zu dem die Reise morgen früh geht, wird sich wohl auch keinen blauen Dunst vormachen lassen."

„Ich hoffe, einen billigen Richter zu finden;" entgegnete der Fremdling mit Sanftmuth.

3.

Demüthigung.

„Röse!" rief der Wirth seiner Tochter zu: „Ist der Stall, den wir gewöhnlich zum Gewahrsam solcher Landläufer brauchen, in gehöriger Ordnung?"

„Lieber Vater!" sagte das Mädchen: „denkt doch heute nicht an den häßlichen Stall! Der ist keine Wohnung für Menschen, am wenigsten für diese, die gar nicht verdächtig aussehen, und denen wohl zu glauben ist, daß sie das erzählte Unglück gehabt haben. Ihr könnt ihnen ja für diese Nacht das Kämmerchen oben einräumen. Sie werden, wie andere Reisende, dafür bezahlen; und wären sie's nicht im Stande, so gebt's ihnen um Gottes willen!"

„Ich bezahle gern;" fiel der Fremdling ein. „Sollte der Herr Wirth aber besorgen, daß wir entwischen möchten, so kann eine Wache vor die Thür gestellt werden."

„Nu, meinetwegen!" rief der Wirth. „Ich will

Gnade für Recht ergehen lassen. Oeffnet uns nun aber auch euren Raritätenkasten, und du, Junge, sing' und leire dazu!"

„Verzeiht, wir sind müde, und sehnen uns nach Ruhe;" erwiederte der Fremde. „Erlaubt, daß wir uns in das Kämmerchen begeben."

„Nein, in den Stall!" donnerte der Wirth. „Wenn so ein Mensch, der sich ohne Paß umher treibt, eine ehrbare Gesellschaft nicht belustigen will, so gebührt ihm kein besseres Quartier."

„Wir müssen uns alles gefallen lassen;" versetzte Jener mit Gleichmuth. „Ich werde mich aber bei dem Herrn Amtmann über diese Mißhandlung beklagen, und verspreche mir Genugthuung."

Diese Drohung erschreckte den Ungeschliffenen, weil ihm der Amtmann schon mehrmals sein unartiges Betragen gegen Reisende nachdrücklich verwiesen hatte. Er befahl seiner Tochter, die Fremden hinauf in die Kammer zu führen, und sie, auf Verlangen, mit Speise und Trank zu versorgen.

4.

Der Amtmann.

Eine Meile von dem Dorfe, wo das Erzählte geschah, wohnte der Amtmann Siegfried auf einem

alterthümlichen Schlosse, das von einer felsigen Höhe herab das nahe Städtchen überblickte. Des Schlosses Umgebungen waren anmuthig. Links erhob sich ein hoher, mit Bäumen und Getreide bewachsener Berg; vorn rieselte ein Bach die Ringmauer des Schlosses entlang und am Fuße des Berges vorbei; jenseit des Baches, im Angesicht des Schlosses, blühte ein großer, wie ein Amphitheater sich erhebender Lustgarten; und zur rechten Seite der alten Burg lagen Häuser und Hütten der Vorstadt, von Wiesen und Gärten umgeben.

Der Amtmann ging, sein Morgenpfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab, und sah, als er einmal durch's Fenster blickte, die Gefangenen, von bewaffneten Bauern umringt, ankommen. „Da bringt man Arrestanten!" sprach er kaltblütig, weil dergleichen Gäste keine Seltenheit waren.

Seine beiden Kinder, Ferdinand und Luise, sprangen aus Fenster, und riefen einstimmig: „Die armen Leute! Sie sehen gar nicht wie Verbrecher aus; sie haben gewiß nichts Böses gethan!"

„Das wird sich ausweisen;" sagte der Vater. „Es ist recht und billig, jeden Menschen so lange für gut und wacker zu halten, als das Gegentheil nicht erwiesen ist. Aber ein Richter muß oft, seinem Herzen ent-

gegen, manchem unschuldigen Manne Vergehungen beimessen, von welchen ihm nur ein Schatten der Möglichkeit vorschwebt. Darum war es das widrigste Geschäft meines Lebens, daß ich in frühern Jahren einige Mal die nun, der Vernunft sey Dank! abgeschaffte Folter veranstalten und dabei gegenwärtig seyn mußte."

5.

Gutherzigkeit.

Jetzt ließ der Gerichtsschöppe, der die Gefangenen begleitet hatte, um Gehör bitten, und ward vorgelassen. Er übergab einen von dem Gastwirthe, der zugleich Dorfrichter war, erstatteten schriftlichen Bericht.

Der Amtmann begann zu lesen, schüttelte jedoch bald den Kopf und sagte: „Es ist ein wahrer Jammer, wenn jemand, der Buchstaben zu schreiben glaubt, nichts als Krähenfüße zu Papier bringt. Deutlichkeit ist jeder Handschrift erstes Gesetz. Euer Schulz aber schreibt lauter Räthsel. Da schickt er mir ein Wischiwaschi von Straßenräubern, Guckkasten und Leiern, woraus man nicht klug werden kann. Haben denn die Gefangenen einen Straßenraub begangen?"

„Nein, hochedler Herr Amtmann!" antwortete der

Schöppe. „Ihr Paß ist ihnen von Straßenräubern abgenommen worden. So sagen sie wenigstens. Und wegen Mangel des Passes werden sie pflichtschuldigster Maßen dem hochlöblichen Amte zur Untersuchung überliefert.“

„Ich freue mich, daß die Sache nicht so schlimm ist, als sie schien,“ sagte der Amtmann.

„Mit Dero Wohlnehmen, halte ich selbst die Leute für kein loses Gesindel;“ fuhr der Schöppe fort. „Sie scheinen ein gutes Gewissen zu haben, und verrathen keine Angst. Im Gegentheil, als unser Dorfrichter, nach seiner Art, mit etwas harten Redensarten um sich warf und mit der Strenge des löblichen Amtes drohte, sagte der Gefangene ganz gelassen: er hoffe an dem Herr Amtmann einen billigen Richter zu finden.“

„Das soll er!“ sprach Siegfried. „Uebergebt indessen die Gefangenen dem Amtsdiener, und sagt ihm in meinem Namen: er solle sie vor der Hand in die neue, für anständige Personen eingerichtete Gefängnißstube bringen.“

Der Schöppe trat ab; die Kinder stürzten auf den Vater zu, küßten seine Hand, und dankten ihm für die milde Anordnung.

Auch seine Gattin, die besonders gegen die gefan=

gene Frau und den Knaben viel Mitleiden empfand, lobte sein menschenfreundliches Verfahren, und erbat sich, um auch ein gutes Werk an den Bedrängten zu thun, die Erlaubniß, ihnen Mittagsessen zu schicken. Er genehmigte das gern, kleidete sich an, und begab sich in die Amtsstube. Die Kinder gingen zu ihrem Hauslehrer. Der Knabe war zwölf Jahre alt; das Mädchen zwei Jahre jünger.

6.

Die Aussage.

Herr Siegfried pflegte nicht mit den Seinigen von Amtsgeschäften zu sprechen; da sie aber insgesammt an den Gefangenen viel Antheil nahmen, so war er bei der Mittagsmahlzeit so gefällig, ihnen mitzutheilen, was jene bei dem Verhöre ausgesagt hatten.

„Der Mann nennt sich Joachim Werner, und ist aus dem Herzogthum ** gebürtig. Er besaß dort in einem Städtchen ein Haus, und nährte sich, wie sein verstorbener Vater, als Roßhändler und Thierarzt. Diese Erwerbzweige trugen ihm in der letzten Zeit wenig Früchte, weil sich ein Anderer, der gleiche Geschäfte betrieb, in derselben Stadt niedergelassen

hatte. Werner beschloß deßhalb, seinen Wohnort zu verändern und sich nach Sachsen zu wenden. Er verkaufte sein Haus, und zog mit Frau und Sohn von dannen. Unter Weges wollte er nicht ganz müßig seyn; darum nahm er eine Zauberlaterne auf den Rücken, und gab seinem Sohne eine Drehorgel in die Hand. Beide Stücke hatten sich in der Verlassenschaft seines Vaters gefunden. Er zauberte nun in den meisten Gasthäusern, wo er einkehrte, Bilder an die Wand, der Knabe spielte und sang, und sie gewannen damit Kost und Nachtlager. So legte er, ohne den geringsten Unfall, siebzig bis achtzig Meilen zurück. Vorgestern aber ward er in einem Walde von drei bewaffneten Räubern angefallen. Sie nahmen ihm nichts als seinen Rock; doch war dieser Verlust deßwegen bedeutend, weil er zugleich den in der Rocktasche aufbewahrten, ihm in seiner vorigen Wohnstadt ausgefertigten Reisepaß einbüßte. Dieser Mangel veranlaßte seine Verhaftung."

„Der arme Mann ist zu bedauern;" sagte die Amtmännin. „Seine Aussage ist so einfach und natürlich, daß sie kein unwahrscheinliches Wort enthält."

„Dieser Meynung bin ich selbst;" erwiederte Siegfried. „Hätt' ich freie Hand, ich bedächte mich kei=

nen Augenblick, der wandernden Familie einen neuen Paß auszufertigen und sie damit zu entlassen. Aber Gesetz und Verfassung gebieten mir, bei dem Magistrate der Stadt, wo Werner vormals wohnte, Erkundigung einzuziehen, ob sich alles so verhält, wie er es aussagte."

7.

Die guten Kinder.

„Ach, Himmel!" fiel Ferdinand ein: „der Weg ist weit; die Posten gehen langsam; da kann wohl die Antwort einen Monat ausbleiben."

„Wenigstens!" antwortete der Vater. „Und ist vielleicht der dortige Magistrat gewohnt, in seinen Geschäften etwas saumselig zu seyn, so mögen wir sechs Wochen oder gar zwei Monate harren."

„Und so lange sollen die guten Menschen gefangen sitzen?" fragte Luise mit Wehmuth.

„Das kann ich nicht ändern, mein Kind!" antwortete der Vater. „Man weiß ja noch nicht, ob sich ihre Aussage bestätigen wird."

„O gewiß, gewiß!" riefen die Geschwister.

„Ich habe schon gesagt, daß mir die Gefangenen

ganz unverdächtig scheinen!" fuhr der Vater fort. „Auch ihr anständiges Betragen und ihre gebildete Sprache haben mich ganz für sie eingenommen. Darum will ich der Frau und dem Knaben erlauben, vom Morgen bis zum Abend der Freiheit zu genießen, und nach Gefallen spazieren zu gehen."

„Ja, liebes Väterchen, ja!" frohlockte Luise, und Ferdinand sprang vom Tische nach der Thür.

„Wohin? wohin?" rief der Vater.

„Ich will's dem Amtsdiener sagen, daß er Mutter und Sohn in Freiheit setzen soll."

„Laß das, mein Sohn! Er möchte dir vielleicht nicht glauben, und das würde dich beschämen. Ich selbst will es ihm nach Tische befehlen."

Die Kinder waren damit zufrieden, ermahnten aber den Vater recht ernstlich, die Sache nicht zu vergessen.

Die Amtmännin nahm einige Minuten lang keinen Antheil an dem Gespräche, war aber indessen nicht unthätig. Sie theilte von dem Braten, der auf dem Tische stand, für die Gefangenen so ansehnlich ab, daß ihr Gatte durch Lächeln und sanftes Kopfschütteln zu verstehen gab: die Spende sey gar zu reichlich. Die Wohlthäterin nahm aber von der kleinen, hoch gehäuften Schüssel nichts zurück: denn ob sie gleich eine sehr

wirthliche Hausfrau und erklärte Feindin aller Verschwendung war, so zeigte sie doch stets, wenn sie Armen und Bedrängten beistehen konnte, eine edelmüthige Freigebigkeit.

8.

Die Bürgschaft.

Der Amtmann hielt nach Tische sein Wort. Er ordnete die beschlossene Freilassung der Mutter und des Sohnes an.

Eine halbe Stunde nachher ließ Werner um Gehör bitten. Es ward ihm zugestanden.

Er dankte mit den herzlichsten Worten für die Wohlthat, die seiner Familie widerfahren war, zog dann einen schweren Beutel aus der Tasche, und sagte: „Hier übergebe ich Ihnen, als Bürgschaft für Frau und Sohn, zweihundert Louisd'or, die mir von dem Verkauf meiner Besitzungen übrig blieben. Sie waren in meiner magischen Laterne so geheim verwahrt, daß sie nicht gefunden werden konnten, wenn man nicht den ganzen Kasten zerschlagen hätte. Aber in Ihren Händen, Herr Amtmann, ist mein kleiner Schatz noch

besser aufgehoben. Nehmen Sie ihn gefällig in Verwahrung, bis ich gerechtfertiget von hier scheide."

Der Amtmann genehmigte diesen Antrag, weil es ohnedieß gesetzlich war, einem Gefangenen nicht den freien Gebrauch einer so bedeutenden Summe zu überlassen. Er erklärte nachher dem Fremden, daß es auch ihm, zur Erhaltung seiner Gesundheit, gestattet seyn solle, sich täglich einige Stunden in der freien Luft zu bewegen. Werner lehnte dieses Anerbieten dankbar ab. „Wollen Sie mir aber," setzte er hinzu, „ein belehrendes und unterhaltendes Buch aus Ihrer Bibliothek zukommen lassen, so werden Sie mich Ihnen ungemein damit verbinden."

„Von einer Bibliothek ist bei mir nicht die Rede;" sagte der Amtmann. „Ich besitze bloß die nöthigen Bücher meines Fachs, überdieß noch Gellerts und Rabeners Schriften und einige Sammlungen guter Kanzelreden."

Eine solche Sammlung erbat sich Werner. Der Amtmann versprach, sie ihm zu senden, und entließ ihn freundlich.

9.

Bekanntschaft.

Gegen Abend umwandelten Ferdinand und Luise das Schloß, um dem jungen Werner, den sie gleich beim ersten Anblick lieb gewonnen hatten, irgendwo zu begegnen. Sie wollten ihn anreden und prüfen, ob sein Betragen eben so fein und angenehm als seine Gestalt sey. Bald darauf sahen sie ihn, sehr reinlich gekleidet, mit seiner Mutter aus der Wohnung des Amtsdieners heraus treten. Die Fremden bemerkten, daß sie von den Geschwistern beobachtet wurden; da sie aber nicht wußten, daß es die Kinder des Amtmanns waren, so gingen sie mit gewöhnlicher Begrüßung vorüber, und jene scheuten sich, in Gegenwart der Mutter, deren gebildetes Ansehen ihrer geringen Kleidung widersprach, eine Unterhaltung mit dem Knaben zu beginnen.

Des folgenden Tages gelang es ihnen besser. Der kleine Fremdling erschien allein. Ferdinand lief auf ihn zu, und sagte: „Guten Abend! Was machst du? wie gefällt dir diese Gegend?"

Werner sah ihn mit großen Augen an, und antwortete nicht.

„Hörst du vielleicht nicht wohl?" fragte Jener mit verstärkter Stimme.

„O ja!" sagte Werner. „Ich stutze nur vor einem Worte, das mich befremdet. In meiner Heimath ist es nicht gewöhnlich, daß sich Personen, die sich zum ersten Male sehen, sogleich mit Du anreden."

„So, so!" erwiederte Ferdinand. „Nehmen Sie das nicht übel! Hier zu Lande ist es unter Knaben gleiches Alters gebräuchlich, und es war also nicht böse gemeynt."

„Das glaub' ich;" antwortete Werner. „Für uns aber schickt sich diese Vertraulichkeit nicht, weil ich sie nicht erwiedern darf. Sie sind, wie ich vermuthe, des Herrn Amtmanns Sohn, und mein Vater ist sein Gefangener."

Das war die Einleitung eines freundlichen Gespräches, das nun ohne weitern Anstoß geführt wurde und die beiden Geschwister ungemein vergnügte. Heinrich — wie wir den jungen Werner in der Folge bei seinem Vornamen nennen wollen — beschrieb die herrlichen Gegenden seines Vaterlandes, und erzählte von den dort befindlichen Burgtrümmern manche merkwürdige Sage. Eine war aber so schauerlich, daß ihn Luise unterbrach, und den Ausgang der Geschichte

nicht hören wollte, weil ihr sonst, wie sie sagte, die furchtbarsten Gespenster im Traume erscheinen würden.

Sie trennten sich für dieß Mal, und nahmen die Abrede, sich des folgenden Abends wieder zu treffen.

10.

Der Poetengang.

Heinrich brachte seine Drehorgel mit. „Das ist ein kluger Einfall!" sagte Luise.

„Aber wohin gehen wir?" fragte Heinrich. „Hier auf öffentlicher Straße möchten wir wohl, wenn ich aufspiele, viel Zuhörer bekommen."

Ferdinand schlug ein schattiges Thal, in der Nähe des Schlosses, vor. Es ward seit undenklichen Zeiten der Poetengang genannt, ungeachtet es im Städtchen und weit und breit keinen Poeten gab, der hier auf die Bilderjagd hätte gehen können. Dorthin begaben sich die drei Freunde; denn das waren sie, der ungleichen Verhältnisse ungeachtet, schon gestern geworden.

Heinrich ließ seine Orgel ihre besten Melodien vortragen, und sang einige Lieder in der Mundart seines Geburtslandes. Diese fremden Töne machten den

Geschwistern großes Vergnügen. Der angenehme und sehr anständig gekleidete Knabe war ihnen so lieb geworden, daß sie für den folgenden Tag eine dritte Zusammenkunft mit ihm verabredeten. Bei gutem Wetter wollten sie sich wieder im Poetengange finden: im Fall es aber regnete, sollte Heinrich die Schloßtreppe hinauf gehen, und an die nächste Thür klopfen, wo sie ihn erwarten würden. Hier wohnte Ferdinand, und hatte da die Werkstatt seiner künstlichen Papparbeiten, die ihn in Nebenstunden beschäftigten, und bei welchen Luise eine fleißige und geschickte Gehülfin war.

11.

Naseweisheit.

Am folgenden Abend harrten die Geschwister hier des Freundes, weil sich ein heftiger Gewitterregen ergoß.

Heinrich kam zur bestimmten Zeit. Die Geräthschaften der Papparbeit erfreuten ihn. Er war selbst ein Liebhaber solcher Künsteleien, und gegen Ferdinand, der es eben noch nicht weit darin gebracht hatte, ein bedeutender Meister. Das bewies er sogleich durch glückliche Verbesserung einiger mißlungenen Werkchen, und durch Zeichnungen zu andern, die zunächst

unter seiner Leitung in Arbeit genommen werden sollten. Diese wurden zu Geschenken für Ferdinands Mutter bestimmt, weil sie unablässig fortfuhr, die Gefangenen täglich mit guter Kost zu versorgen.

Während dieser Beschäftigungen ward an die Thür geklopft. Ferdinand öffnete sie einen Finger breit, um den Besuch, den er hatte, nicht bemerken zu lassen. Draußen stand die kleine Hedwig, die Tochter des Amtsverwalters Zachau, der das Erdgeschoß des Schlosses bewohnte. Sie bemühte sich mit mancherlei Wendungen, in die Stube hinein zu sehen, und fragte: „Ist Luischen hier?“ Ferdinand verneinte; doch Hedwig sagte mit einem spitzigen Tone: „Luischen wird ja recht vornehm, daß sie sich vor mir verläugnen läßt. Aber freilich, wenn man hohen Besuch hat, müssen sich kleine Leute gefallen lassen, vor der Thür abgewiesen zu werden.“ Damit schlug sie ein helles Gelächter auf, und lief die Treppe wieder hinab.

Luise hörte das alles in der Stube, machte sich aber wenig daraus, weil Hedwig ein unartiges, schlecht erzogenes Mädchen war, dessen einfältiges Geplauder ihr oft zur Last fiel.

12.

Der steife Mann.

Am folgenden Tage trafen die Geschwister und Heinrich wieder im Poetenthale zusammen. Sie wählten sich einen bequemen Sitz im Grünen, weil Heinrich ein Mährchen erzählen wollte.

Er hatte jedoch kaum angefangen, als Herr Zachau, der doch nichts weniger als ein Poet war, den Poetengang herauf kam und sein Töchterlein an der Hand führte. Die Geschwister ärgerten sich, daß sie, in Gesellschaft des kleinen Gefangenen, von dem steifen Rechenmeister betroffen wurden. Sie wußten voraus, daß der stolze Mann, der die kleinstädtische Rangordnung immer mit der äußersten Strenge beobachtet wissen wollte, diesen Umgang nicht nur im Stillen mißbilligen, sondern auch ihren Vater dagegen aufhetzen würde. Luise wollte sich deßhalb, als sie den alten, unfreundlichen Herrn von fern erblickte, schnell aus dem Staube machen; aber Ferdinand, dem eine so feige Flucht unlöblich schien, ließ sie nicht von dannen.

Mit spanischen Schritten kam denn Herr Zachau näher. Hedwig stieß ihn immer mit dem Arme und flüsterte: „Sehen Sie, Papa, da sind sie beisammen!"

Ferdinand erhob sich und dankte, als der finstere Mann, indem er vorbei ging, an den Hut griff. Aber Hedwig wandte, nach einigen verächtlichen Blicken, die Augen ganz ab. So zogen sie still vorüber; doch in einiger Ferne konnte sich der Alte nicht enthalten, mit ganz vernehmlicher Stimme zu sagen: „Ein seltsames Kleeblatt!“

Heinrich hörte diesen Ausruf und fragte: wer der grämliche Mensch sey, der sich in einem Poetengange so übel ausnehme.

„Dahin gehört er auch nicht;“ erwiederte Ferdinand. „Sein ganzes Verdienst besteht darin, daß er nothdürftig schreiben und rechnen kann. Mir war der kalte, trockene Gesell längst zuwider, und ich würde auch jetzt seinen Tadel verachten, wenn ich nicht voraus sähe, daß er die Sache unserm Vater entdecken und sie ihm von der verdrießlichsten Seite vortragen wird.“

Darum ward beschlossen, in den nächsten zwei Tagen nicht öffentlich zusammen zu kommen, sondern in Ferdinands Stübchen an pappenen Kunstwerken zu arbeiten.

13.

Der Absagebrief.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Luise von Hedwig ein Briefchen voll scharfer Verweise, daß sie sich nicht schäme, mit dem Sohne eines gefangenen Landstreichers öffentlich umzugehen, und sich dadurch der Achtung aller Leute von Stande unwürdig zu machen. Ich selbst, fuhr sie fort, fühle meine Zuneigung, die ich bisher gegen Sie hegte, ganz erkaltet, und finde mich daher bewogen, Ihnen meine Freundschaft hiermit förmlich aufzukündigen.

Diesen schwerfälligen Absagebrief hatte der Amtsverwalter verfaßt und Hedwig ins Reine geschrieben. Das errieth Ferdinand sogleich, als ihm Luise das Blatt zeigte. Er lachte über den so abgeschmackt sich spreizenden Stolz, und sagte: „Nun, wie es in den Wald hinein schallte, soll es wieder heraus schallen!" Er setzte dann in der trockensten Gerichtssprache, die ihm durch Aktenlesen geläufig worden war, eine Antwort in Luisens Namen auf, worin sie erklärte: daß sie die ihr zugefertigte Aufkündigung mit Vergnügen annehme und erwiedere, indem ihr an der wetter-

wendischen Freundschaft eines albernen Gänschens gar nichts gelegen sey.

Diesen Briefwechsel verschwiegen die Geschwister ihrem Freunde Heinrich, um ihn der Kränkung, die er dabei empfunden hätte, zu überheben.

Vor des Amtsverwalters Verrath waren sie vor der Hand sicher, weil ihr Vater bei Anbruch des Tages eine Reise angetreten und sich darauf eingerichtet hatte, erst den zweiten oder dritten Abend zurück zu kommen. Die Geschäfte in dem kleinen Stübchen wurden also ungestört und mit Eifer betrieben.

14.

Der Ankläger.

Mit Anbruch der zweiten Nacht traf der Amtmann wieder ein. Am Morgen des folgenden Tages führte ihn unglücklicher Weise ein Geschäft mit dem Amtsverwalter zusammen, und bei dieser Gelegenheit konnte sich der hämische Mann nicht enthalten, mit Heuchelworten zu beklagen, daß sich die lieben Kinder des Herrn Amtmanns mit einem verlaufenen und in gefänglicher Haft befindlichen Burschen gar zu gemein machten, und dadurch der Ehre des Hauses unvermeid-

lichen Abbruch thäten. Der Amtmann antwortete gelassen: „Ich werde diese Unschicklichkeit meinen Kindern untersagen. Uebrigens scheint mir der Knabe so fein erzogen und so guten Gemüths zu seyn, daß ich ihn, wenn er ein freier Mensch wäre, ohne Bedenken als täglichen Gesellschafter meiner Kinder dulden würde.“

Der Ankläger ärgerte sich, daß es ihm nicht gelungen war, den ruhigen Vater in Wuth zu setzen. Er hatte nur so viel erreicht, daß der Amtmann seinen Kindern verbot, mit dem kleinen Werner weitern Umgang zu pflegen, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß mancher Schwachkopf daran ein Aergerniß nehme.

Ferdinand und Luise waren, wie jedes gute Kind, gewohnt, alle Gebote ihres Vaters genau zu befolgen. Sie vermieden daher von nun an, dem armen Heinrich zu begegnen, und dankten ihm nur mit stummer Freundlichkeit, wenn er unter den Schloßfenstern vorüber ging und herauf grüßte.

15.

Freiheit.

Acht Tage nachher erschien für die Gefangenen ein sehr glücklicher, doppelt glücklicher Tag. Es wurden

in den Morgenstunden drei Räuber eingebracht, die eine nach ihnen ausgesandte Streifwache in der Nacht aufgegriffen hatte. Es waren dieselben, die den ehrlichen Werner drei Wochen zuvor seines Rockes beraubten. Einer der Raubgesellen trug ihn noch auf dem Leibe, und bei Untersuchung ihrer Habseligkeiten fand man auch Werners Paß. Er und die Seinigen wurden dem Gesindel unter die Augen gestellt, und es gestand, diese Leute an der von ihnen bezeichneten Waldstelle angefallen und den Mann entkleidet zu haben.

Kaum war die Wahrheit seiner Aussage von dieser Seite bewiesen, so brachte die Post ein Schreiben des Magistrats, in dessen Stadtgebiete Werner vormals ansässig gewesen war. Er hatte wirklich dort die Geschäfte eines Thierarztes und Roßhändlers betrieben, und bei seiner Abreise einen Paß nach Sachsen erhalten, der, in Abschrift beigelegt, mit dem bei den Räubern gefundenen Wort für Wort übereinstimmte. So war denn der Gefangene vollkommen gerechtfertiget, und kein weiteres Hinderniß vorhanden, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Das geschah auch sogleich. Der Amtmann gab ihm die zur Verwahrung erhaltenen zweihundert Louisd'or zurück, erließ ihm alle Gerichtskosten, händigte ihm

den Paß, dessen Mangel ihn drei Wochen lang in den Kerker versetzt hatte, wieder ein, und schrieb ihm einen neuen nach Böhmen, wohin er sich wenden wollte, wenn er in Sachsen kein schickliches Unterkommen fände.

Heinrich erhielt Erlaubniß, von des Amtmanns Kindern Abschied zu nehmen. Er schenkte jedem sein wohlgetroffenes Bildniß, von ihm selbst auf Pergamentblättchen gezeichnet. Ferdinands Gegengeschenk war ein Taschenbuch, worin er einige selbstgedichtete Verse schrieb. Luise umwand Heinrichs Hut mit einem Bande, auf welches sie ihren Namen gestickt hatte. Mit Thränen gelobten sich die Scheidenden ewige Freundschaft.

Bei der letzten Umarmung vertraute Heinrich seinem Freunde: daß sich sein Vater noch drei oder vier Tage im Gasthofe des Städtchens aufhalten werde, um sich mit verschiedenen Bedürfnissen zur Reise zu versorgen. Er bat, nicht davon zu sprechen, ihn aber so oft als möglich zu besuchen.

16.

Ein Kundschafter.

Zwei Tage nachher befand sich Luise mit ihrem Vater allein im Wohnzimmer, als ein Fremder ge-

meldet und vorgelassen wurde. Er hatte das Ansehen eines Officiers, trug aber keine Uniform.

„Ich stehe,“ hob er an, „in Diensten des Herzogs von ***, und habe Auftrag, einen Mann aufzusuchen, der sich, wegen eines bedeutenden Vergehens, aus den herzoglichen Staaten entfernt hat. Er soll nach Sachsen geflüchtet seyn, und man will ihn vor ungefähr vier Wochen in hiesiger Gegend gesehen haben. Seinen Namen muß ich verschweigen, aber seine Gestalt kann ich genau bezeichnen.“ Hierauf beschrieb er einen Mann, der Wernern auf's Haar glich, und fügte noch hinzu: wahrscheinlich habe diesen Flüchtling eine schlanke Frau und ein vierzehnjähriger Knabe begleitet.

„Heißt dieser Mann Werner?“ fragte der Amtmann.

„Nein!“ antwortete der Fremde. „Er könnte jedoch, um sich seine Flucht zu erleichtern, diesen Namen angenommen haben.“

„Das ist sonderbar!“ versetzte der Amtmann. „Ein gewisser Werner, der dem von Ihnen bezeichneten Verbrecher vollkommen ähnlich sah, befand sich, mit Frau und Sohn, drei Wochen hier in Gefangenschaft, weil man ihn in einem meiner Amtsdörfer, wegen Mangel eines Reisepasses, in Verhaft genommen hatte.

Dennoch kann er nicht der Mann seyn, den Sie suchen. Er kam nicht aus den Staaten Ihres Herzogs, sondern aus **, wo er viele Jahre ansässig gewesen war. Sein Paß, den er durch Straßenraub eingebüßt hatte, ward vor drei Tagen bei den verhafteten Räubern gefunden. Auch bestätigte der von mir befragte Stadtrath seines vormaligen Wohnorts alle seine Angaben. Das bewirkte seine Freiheit, und ich habe ihn vorgestern entlassen."

„O, daß ich nicht um zwei Tage früher kam!" rief der Fremde. „Hundert Louisd'or gäb' ich darum, wenn ich den Menschen sehen und mich überzeugen könnte, ob er's ist oder nicht, dessen Spur ich suche."

„Das möchte nun wohl ein Räthsel bleiben;" sagte der Amtmann.

„Ich muß es lösen, ich muß ihm nachsetzen;" sprach der Fremde. „Auf welcher Straße find' ich ihn wohl?"

„Hier ist guter Rath theuer;" antwortete Siegfried. „Er hat einen Paß zu einer Reise durch Sachsen, und einen andern nach Böhmen. Wer kann wissen, wohin er sich gewandt hat? Auch würden Sie wahrscheinlich nur ein Irrlicht verfolgen; denn Werner ist gewiß nicht der Mann, den Sie meynen."

„Desto besser für ihn!" erwiederte Jener. „Aber

nachsetzen muß ich ihm durchaus. Dazu verpflichtet mich der Befehl meines Herrn. Führt mich das Glück auf den rechten Weg, so will ich den Flüchtling bald einholen."

17.

Warnung.

Luise saß bei diesem Gespräche wie auf glühenden Kohlen. Als aber der Fremdling seinen Entschluß, Wernern nachzusetzen, erklärte, da schlich sie leise fort, lief nach dem Zimmer des Hauslehrers, rief ihren Bruder heraus, erzählte ihm, was sie gehört hatte, und bat ihn auf die dringendste Weise, in den Gasthof zu eilen und Wernern zu warnen.

Ferdinand stürzte fort. Kein Hinderniß hielt ihn auf; die Lehrstunde war eben geschlossen.

Werner schien über Luisens Botschaft zu erschrecken, faßte sich aber schnell und sagte: „Ich danke herzlich für die mir gegebene Nachricht, ob ich gleich dem Herzoge von *** und seinem Diener unbekannt bin und folglich nichts von ihnen zu befürchten habe. Dennoch könnte mich der ausgesandte Kundschafter allerdings in eine neue Untersuchung verwickeln. Es ist

daher rathsam, ihm aus dem Wege zu gehen. Aber wohin sogleich? Es wird bald Nacht; ich kenne weder Weg noch Steg. Bleib' ich aber im Gasthofe, so kann er mich sehr leicht finden, wenn er vielleicht selbst hier übernachtet."

„Hören Sie," sagte Ferdinand, „ich habe einen glücklichen Einfall. Ich kenne in der Vorstadt einen ehrlichen Schneidermeister, der ein eigenes kleines Haus besitzt und allein bewohnt. Er soll Ihnen ein Stübchen einräumen, wo Sie, so lange Sie wollen, in Verborgenheit leben können. Ich laufe hin, um das Quartier zu bestellen. Sagen Sie indessen dem Gastwirthe, Sie wollten, wegen der drückenden Tageshitze bei Nacht wandern, und packen Sie schnell Ihre Habseligkeiten zusammen. Indessen mache ich die Sache dort richtig, hole Sie ab, und Sie beziehen in der Dämmerung, von keinem Späher beobachtet, Ihre stille Wohnung, wo Sie sich unter dem Dache der Redlichkeit und Treue befinden."

Ferdinands Plan gelang. Der Schneidermeister, ein vormaliger Diener des Amtmanns und ihm und den Seinigen noch treu ergeben, nahm Wernern in seinem Hüttchen auf, und die Fremdlinge lebten acht Tage so heimlich darin, daß selbst die nächsten Nach-

barn keine Kunde davon bekamen. Nachher setzten die Reisenden ihren Stab weiter, und man hörte nichts mehr von ihnen. Aber Ferdinand und Luise sprachen noch oft von dem kleinen Heinrich, betrachteten mit Vergnügen sein Bildniß, und wünschten sehr, ihn bald wieder zu sehen. Doch war freilich dazu keine Wahrscheinlichkeit vorhanden.

18.

Die Verwandelung.

Acht Jahre darauf hatte der Amtmann Siegfried, wegen anhaltender Kränklichkeit, seine Stelle niedergelegt, die Amtswohnung im Schlosse verlassen, und in der Stadt ein Haus am Markte bezogen. Ferdinand war auf der Universität, und Luise lebte noch unverheirathet bei den Aeltern, ob sie gleich, wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Anmuth, schon im Laufe der letzten zwei Jahre verschiedene Freier gehabt, aber höflich abgelehnt hatte, weil sie keinen derselben zu lieben vermochte.

Eines Tages, als sie, mit einer künstlichen Stickerei beschäftiget, am Fenster saß, fuhr ein Reisewagen, mit sechs Postpferden bespannt, am Gasthofe vor. Die

aussteigenden Personen konnte sie nicht sehen, weil sie der große Wagen bedeckte. Bald aber ward er nach dem Schoppen gebracht; der herrschaftliche Jäger erschien an der Thür, und neben ihm stand der Gastwirth, der mit erhobener Hand nach des Amtmanns Wohnung herüber zeigte. Luise sprach darüber mit ihren Aeltern, die es nicht glauben wollten, daß von ihrem Hause die Rede sey. Aber bald kam der Jäger über den Markt herüber, trat ins Haus, und meldete den eben eingetroffenen Grafen von Rodenbach, dessen Namen der Amtmann nie gehört hatte, zum Besuch.

Das Gesellschaftszimmer ward aufgeschlossen, Mutter und Tochter wandten kein Auge von der Pforte des Gasthofs. Nach einer Viertelstunde trat ein ältlicher Mann, in Begleitung eines Jünglings, heraus. Die Frauenzimmer zogen sich vom Fenster zurück. Der Amtmann ging den Ankommenden bis an die Treppe entgegen.

Als sie herauf kamen und einander begrüßten, schienen die Fremden dem Amtmann einiger Maßen bekannt; er konnte sich aber durchaus nicht erinnern, wenn und wo er sie gesehen hatte. Er führte sie ins Besuchzimmer; sie nahmen Platz.

Der Graf sah den Amtmann einige Sekunden lang mit stiller Freundlichkeit an. Dann begann er mit der Frage: „Sollten wir Ihnen wohl ganz fremd geworden seyn? Kennen Sie mich und meinen Sohn nicht mehr?"

„Ich gestehe," antwortete Siegfried, „daß Ihre Gestalt, sogar Ihre Stimme, dunkle Erinnerungen bei mir wecken; aber der Mann, an den ich dabei denke, war bürgerlichen Standes und befand sich in einer unangenehmen Lage."

„Hieß dieser Mann nicht Joachim Werner?" fragte der Graf. „Und hatte er nicht einen kleinen Sohn, dessen Vorname Heinrich war?"

„Allerdings!" erwiederte der Amtmann. „Aber wär's möglich?"

„Ja, ja," rief der Graf. „Der Werner und der Heinrich sind wir. — Hören Sie meine Geschichte!"

19.

Des Grafen Geschichte.

„Mein Name ist Rodenbach. Ich stamme aus einem gräflichen Geschlechte, das seit uralten Zeiten im Herzogthum *** mit Gütern angesessen war. Der

vor sechs Monaten verstorbene Herzog war meinem Vater gewogen, und trug ihm die ansehnlichsten Hofstellen an, um ihn an die Residenz zu fesseln. Doch mein Vater liebte das Landleben, schlug die angebotenen Hofämter aus, und hielt sich nur, um den Herzog nicht ganz unwillig zu machen, einige Wintermonate in der Hauptstadt auf."

„Als ich achtzehn Jahre alt war, bezog ich die Universität Göttingen. Drei Jahre nachher starb mein Vater. Ich, sein einziger Erbe, kam in den Besitz bedeutender Güter, und der Herzog bewies mir dasselbe Wohlwollen, das mein Vater genossen hatte."

„Fünfzehn Jahre lang stand ich mit ihm in dem besten Vernehmen. Ich war in den Staatsdienst getreten, ward nach und nach Regierungs-Präsident, und hatte nur noch einen Schritt zum Minister. Da gerieth ich mit einem Günstlinge des Herzogs über eine Kleinigkeit in Unfrieden. Er war Kammerherr; übrigens ein abgeschmackter, unwissender Mensch, den ich einsmals in früherer Zeit über eine falsche Behauptung, die in meine Geschäfte eingriff, belehren, und ihm den Vortheil, den er daraus ziehen wollte, versagen mußte. Darüber warf er einen Haß auf mich, und sprach hinter meinem Rücken verächtlich von mir.

Das erfuhr ich, zog ihn aber nicht zur Rechenschaft, weil ich die Personen, die es mir hinterbracht hatten, nicht als Zeugen gegen ihn aufstellen wollte."

„Nach einiger Zeit traf ich an der Tafel des Herzogs mit ihm zusammen. Er schien sich auf beißende Spöttereien vorbereitet zu haben, und der Herzog, den er wider mich eingenommen hatte, stand offenbar mit ihm im Bunde, indem er alle Sticheleien, die Jener gegen mich vorbrachte, beifällig belachte. Darüber entrüstet, beschloß ich, dem frechen Witzbold bei der nächsten neuen Anzüglichkeit derb die Wahrheit zu sagen. Der Anlaß dazu blieb nicht lange aus. Ich verwies dem Kammerherrn mit kräftigen Worten seine Ungezogenheit, mich zur Zielscheibe seiner albernen Witzeleien zu wählen. Er erschrak und verstummte. Ich aber stand von der Tafel auf, verbeugte mich gegen den Herzog, und bat um Erlaubniß, die Tafel zu verlassen. Nach Belieben! sagte der Herzog mit schnöder Kälte, und ich ging ohne weitern Wortwechsel in meine Wohnung."

20.

Der Zweikampf.

„Zwei oder drei Stunden nachher erhielt ich von dem Kammerherrn eine Aussoderung auf Pistolen. Ich hatte sie erwartet, und nahm sie, mit den von ihm vorgeschlagenen Zeit= und Ortbestimmungen, an. Der geringe Umfang des herzoglichen Gebiets überhob mich einer weiten Reise nach der Gränze; ich hatte folglich hinreichende Muße, meine Frau, die sich auf einem unserer Landgüter unweit des Kampfplatzes befand, einiger Maßen vorzubereiten. Ich sah voraus, daß ich in dem Falle, wenn das Todesloos meinen Gegner treffen sollte, das Land räumen mußte, weil von dem Herzoge keine Begnadigung zu hoffen, im Gegentheil die strengste Ahndung des mir angebotenen Zweikampfes, den ich nach den Gesetzen der Ehre nicht ablehnen konnte, zu befürchten war. Darum schrieb ich meiner Frau: ich würde vielleicht innerhalb drei Tagen, in herrschaftlichen Angelegenheiten, eine Reise in's Ausland antreten, und es sey mein Wunsch, daß sie mich mit meinem Sohne begleite; sie möge sich daher vorläufig darauf einrichten, und meiner Ankunft, um sie abzuholen, gewärtig seyn.“

„Ich begab mich nun mit meinem Secundanten am Tage vor dem Zweikampfe an die Gränze. Der Kammerherr erschien auf der Wahlstatt. Wir schlossen, da er mich durch Beleidigungen gereizt hatte und also Urheber des Streites war, den Vertrag: daß keiner von uns einzeln schießen sollte, sondern daß wir beide zugleich, in einer Entfernung von fünfzehen Schritten, die Pistolen abfeuern wollten. Von seiner Seite war es Stolz, daß er sich dieses Uebereinkommen gefallen ließ: denn er hielt sich für einen unfehlbaren Schützen, mich aber für einen Stümper in der Kunst, Menschen zu tödten."

„Die Entfernung unserer Standplätze ward abgemessen. Wir betraten sie, das verhängnißvolle Zeichen ward gegeben, und meine Kugel stürzte den Gegner zu Boden, indem mir die seinige nur den linken Arm streifte. Ich hatte ihn wider meinen Willen schwer verletzt. Der Arzt erklärte mir: der Verwundete würde kaum den Tag überleben. Man drang in mich, auf meine Sicherheit zu denken. Ich flog nach dem Gute, wo meine Frau wohnte, entdeckte ihr, was geschehen war, und überzeugte sie von der Nothwendigkeit, ohne das geringste Verweilen das Land für jetzt zu verlassen, und erst jenseit der Gränze mit dem Herzog über

meine Rückkehr zu verhandeln. Meine gute Frau war Anfangs sehr betrübt, faßte sich aber bald, setzte sich mit mir und meinem Sohne in den Wagen, und wir eilten über die Gränze."

21.

Weitere Flucht.

„In der nächsten Stadt verweilte ich, um Nachrichten von dem Zustande des Kammerherrn zu erwarten. Ich hatte diesen Ort einem vertrauten Freunde dazu bestimmt. Er sandte mir eine Staffete mit der Meldung: der Kammerherr habe sich gegen des Arztes Willen in die herzogliche Residenz zurück bringen lassen, und sey bald nach seiner Ankunft verschieden." —

„Einige Stunden später meldete mir der Aufseher meines Gutes durch einen Eilboten: ein Trupp herzoglicher Husaren habe mein Schloß umzingelt, und jeden Winkel durchsucht, um mich zu finden und gefangen zu nehmen."

„Aus diesen Anstalten mußte ich schließen, daß der Herzog seine fürstlichen Nachbarn von allen Seiten auffodern würde, mich auf ihren Gebieten verhaften zu lassen. Es war also rathsam, mich schnell noch weiter

zu entfernen und, wo möglich, ganz unkenntlich zu machen."

„Wir flüchteten aus einem Ländchen in's andere. Nach einigen Tagereisen verkaufte ich meinen Wagen und alles, was meinen Stand verrathen konnte. Wir bedienten uns von jetzt an, ganz bürgerlich gekleidet, der gewöhnlichen Post. Ich legte mir einen andern Namen bei, und fertigte mir selbst einen Paß aus, den ich mit der Unterschrift einer nirgend vorhandenen obrigkeitlichen Person und mit meinem großen Familienwappen versah. Dadurch gewann er ein gar stattliches und überall gültiges Ansehen. Dennoch war uns immer und an allen Orten vor Entdeckung bange."

„Die Fahrt auf unbequemen Postwagen ermüdete uns nach und nach so sehr, daß wir beschlossen, uns einige Ruhetage zu gönnen. Wir wählten dazu ein ganz einsames, mit Wald umgebenes Städtchen, das weit ab von der Landstraße lag, und gegen achtzig Meilen von unserer Heimath entfernt war."

22.

Der seltsame Handel.

„Hier fand ich im Gasthofe einen Mann, der eine kleine Gesellschaft von Spießbürgern mit einer Zauberlaterne unterhielt. Seine Frau ging ihm dabei zur Hand, und sein kleiner Sohn spielte die Drehorgel. Diese Leute erregten meine Aufmerksamkeit. Der Mann glich mir an Gestalt und Jahren, und auch seine Frau und sein Sohn waren den meinigen ähnlich. Aus diesen Umständen entsprang mir in der Nacht ein Gedanke, den ich am Morgen ausführte.“

„Ich ließ mich mit dem Manne in ein freundliches Gespräch ein, und fragte ihn nach seiner Heimath. Er war aus dem Herzogthum ** gebürtig, und hatte dort in einem Städtchen als Roßhändler und Thierarzt gelebt. Treuherzig zeigte er mir, um die Wahrheit seiner Worte zu bekräftigen, seinen Paß nach Sachsen. Er war darin Joachim Werner genannt.“

„Lächelnd, als wäre die Sache nur Scherz, fragte ich ihn: ob er mir die Zauberlaterne, die Drehorgel und den Reisepaß verkaufen wolle. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: Ei nun, wenn Sie im Stande wären, mich ansehnlich dafür zu bezahlen,

warum nicht? Ich bin arm, bedarf Geld, und Ihr ehrliches Gesicht läßt mich hoffen, daß Sie den Paß nicht zu meinem Nachtheile mißbrauchen werden. Das versprach ich ihm. Aber ich mochte wohl mein Verlangen nach dem Besitze des Passes zu lebhaft gezeigt haben; denn als ich nach dem Preise der von mir verlangten drei Dinge fragte, foderte Werner nicht weniger als hundert Stück Louisd'or. Ich bot die Hälfte; er ließ sich, nach einiger Weigerung, damit abfinden. Wir verließen zusammen den Gasthof, und im Walde, wo uns die lauernden Augen des Wirths nicht beobachten konnten, übergab er mir die behandelten Sachen und empfing die Zahlung. Ich war nun Joachim Werner, und schlug, dem Paß zu Folge, den Weg nach Sachsen ein."

„Es war eben vortreffliches Wetter. Das bewegte uns, kleine Tagereisen zu Fuß zu machen, weil wir dadurch die Aufmerksamkeit der Menschen noch mehr von uns ablenkten, und gewöhnlichen armen Wandersleuten glichen, deren Kunst nach Brot geht. Auf diese Weise hatten wir zehn bis zwölf Meilen glücklich zurück gelegt, als wir in einem Walde des theuer erkauften Passes beraubt und nachher verhaftet wurden."

22.

Schüchternes Wiedersehen.

„Es thut mir leid, Herr Graf, daß es im Bezirke meines Amtes geschah;" sagte Siegfried. „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht gelinder behandelte. Aber unbekannt mit Ihrem Stande — —"

„Konnten Sie nicht anders verfahren;" fiel der Graf ein. „Sie mußten mich nehmen, wie ich mich gab, und als Roßhändler und Thierarzt hatte ich Ursache, vollkommen zufrieden zu seyn."

„Gegen den kleinen Heinrich waren Sie besonders gütig;" setzte der junge Graf hinzu. „Ich werde das nie vergessen."

„Aber den höchsten Dank sind wir Ihren guten Kindern schuldig:" fuhr der Vater fort. „Sie waren unsere Schutzengel! — Wo ist Ferdinand? wo ist Luise? Auch Ihre verehrte Gattin wünschen wir zu begrüßen."

„Mein Sohn studirt in Leipzig;" antwortete Siegfried: „aber meine Frau und Tochter werden sich freuen, Sie in glücklichern Verhältnissen wieder zu sehen. Erlauben Sie mir, sie darauf vorzubereiten."

Er eilte ins Wohnzimmer und erzählte seiner Gat-

tin und Luisen kurz und rasch, daß sich der Roßhändler Werner, den sie vor acht Jahren als Gefangenen im Schlosse gesehen, in einen Grafen von Rodenbach, der damals wegen eines Duells auf der Flucht gewesen, verwandelt habe, und sie zu sprechen verlange.

Die Mutter verwunderte sich ganz gelassen; aber Luise rief jubelnd aus: „So war ich doch wahrlich eine Prophetin! Wie oft sprach ich zu Ferdinand: die Leute sind gewiß vornehmer, als sie sich ausgeben!“ — Nach diesem Frohlocken äußerte sie dennoch einige Verlegenheit, ihrem vormaligen jungen Spielgesellen unter die Augen zu treten. Diesen bangen Minuten ließ sich aber nicht ausweichen. Mutter und Tochter waren so anständig gekleidet, daß sie sich, ohne die geringste Veränderung, den Fremden zeigen konnten. Sie gingen daher sogleich mit Vater Siegfried in das Besuchzimmer.

Bei ihrem Eintritte sprangen die Grafen überrascht von den Stühlen auf; denn eine so hohe, schlanke Gestalt und strahlende Schönheit, als Luise seit acht Jahren gewonnen hatte, erwarteten sie nicht. Geblendet und erröthend grüßte sie Graf Heinrich nur mit einer stummen Verbeugung; sein Vater hingegen faßte sie traulich bei der Hand und sagte: „Ei, was für

eine königliche Gestalt ist das kleine Luischen geworden! Nun, dießmal that die Natur ihre Schuldigkeit, indem sie eine edle Seele mit einem edlen Körper vereinte. Ja, wahrlich eine höchst edle Seele bewiesen Sie mir, theuerste Luise, als Sie mich durch Ihren wackern Bruder vor dem Verfolger warnen ließen, den mir der Herzog von *** nachschickte."

Siegfried, dem seine Kinder die Sache verschwiegen hatten, sah bald den Grafen, bald Luisen mit Verwunderung an. „Sie scheinen in unser Geheimniß gar nicht eingeweiht zu seyn, lieber Herr Amtmann!" sagte der Graf. „Versprechen Sie, mir, daß Sie meinen Schutzengel nicht schelten wollen, dann will ich es Ihnen enthüllen."

Der Amtmann gab sein Wort, und der Graf erzählte ihm nun, was schon dem Leser bekannt ist.

„Ich versprach, nicht zu schelten;" sagte Siegfried: „sonst hätt' ich wohl Lust, diese Verheimlichung gegen mich zu tadeln. Sie verdient aber Verzeihung, weil sie allerdings, wegen des nacheilenden Feindes, von entschiedenem Nutzen war. Denn wäre mir bekannt gewesen, daß sich Joachim Werner noch in der Stadt befände, so hätt' ich es allerdings

für Pflicht gehalten, den dringenden Fremdling, der seine Gestalt so genau beschrieb, zu ihm zu senden."

„Dem Himmel sey Dank, daß es nicht geschah!" erwiederte der Graf. „Lebend hätt' ich mich dem Häscher nicht überliefert. Er war mir einige Mal hart auf der Spur; aber durch Luisens und Ferdinands Freundschaft entging ich ihm glücklich."

24.

Schluß der Geschichte des Grafen.

Als jener Nebenpunkt sattsam besprochen war, fuhr der Graf in seiner Erzählung fort:

„Wir wandten uns von hier mit behutsamen Schritten nach Böhmen. Dort verschaffte ich mir einen Paß nach Wien, und in dieser großen Stadt lebte ich unerkannt und unverfolgt bis zum Tode meines Feindes, des Herzogs, der vor acht Monaten zu seinen Vätern versammelt wurde. Mit Vertrauen auf das frühere Wohlwollen seines Nachfolgers, entdeckte ich ihm meinen Aufenthalt, erhielt einen Sicherheitsbrief, und kehrte nach meiner Heimath zurück. Der gütige Fürst setzte mich wieder in den Besitz meiner eingezogenen Güter, und ließ mir die von der fürstlichen Verwaltung erho-

benen Einkünfte zurück zahlen. Er machte mir sogar den Antrag eines ansehnlichen Staatsamtes; ich schlug es aber aus, weil ich mich nach Ruhe sehne. Ueberhaupt will es mir dort nicht mehr gefallen. Das herrliche, volkreiche Wien hat mich so verwöhnt, daß mir dergleichen ehrsame Mittelstädtchen, wie des Herzogs Residenz, nicht mehr behagen. Es gibt zu viel neugierige Beobachter, zu viel strenge Splitterrichter darin. Auch hatten sich die herzoglichen Wirthschafter allerhand Veränderungen auf meinen Gütern erlaubt, und sie mir dadurch unlieb gemacht. Ich ergriff deßhalb eine sich mir angebotene Gelegenheit, sie vortheilhaft zu verkaufen, und will mich nun in Sachsen ansiedeln."

Siegfried und seine Familie freuten sich über diesen Entschluß. Der junge Graf nahte sich Luisen, erinnerte sich ihrer früheren Bekanntschaft, und fragte nach ihrem Bruder. Nachher ward auch der kleinen feindlichen Hedwig gedacht, deren Vater bereits die Welt gesegnet hatte. „Sie hat geheirathet;" sagte Luise. „Ihr Gatte treibt einen Kleinhandel mit Gewürz, der nicht sehr lebhaft scheint. Ich kann aus meinem Fenster ihre Ladenthür sehen, und diese liebt, wie ich bemerke, ihre Schwellen so sehr, daß sie sich selten von einander trennen. Das seltsame Weiblein

hat sich mir seit dem Tage, da wir Ihretwegen, Herr Graf, uneinig wurden, nie wieder freundlich genähert. Im Gegentheil spielte sie mir, als wir noch auf dem Schlosse beisammen wohnten, manchen bösen Streich. Doch waren ihre Pfeile immer so matt und stumpf, daß sie mich wenig verletzen konnten."

Nach diesen Unterredungen nahmen die Grafen Abschied, um ihre Reise nach der Hauptstadt fortzusetzen. „Aber wir sehen uns bald wieder;" sagte der Vater. „Wir sind Ihnen und Ihrer Familie, lieber Herr Amtmann, so vielen Dank schuldig, daß er sich mit einem so flüchtigen Besuche, wie der jetzige war, nicht abtragen läßt."

25.

Ein Fest.

Kaum waren vierzehn Tage vergangen, als der Graf von Rodenbach aus der Hauptstadt schrieb: er stehe über das Rittergut Eichberg, das nur eine Meile von des Amtmanns Wohnstadt entfernt war, im Handel. Er benannte einen gewissen Tag, an welchem er es in Augenschein nehmen wolle, und ersuchte den Amtmann, sich zu gleicher Zeit dort einzufinden, und ihm mit sei-

ner Rechtswissenschaft und seinen örtlichen Kenntnissen an die Hand zu gehen.

Siegfried begab sich dahin; der Kauf kam zu Stande, und der Graf machte nun Anstalt, sich für immer in Eichberg niederzulassen, wo er ein großes, anmuthig gelegenes Schloß zu seiner Wohnung bequem eingerichtet fand. Er kündigte schon vorläufig an, daß er bald nach seiner Ankunft ein Einweihungsfest geben, und den Amtmann mit seiner Familie dazu einladen werde.

Darauf freute sich im Stillen niemand mehr als Luise; denn Graf Heinrich, dem sie vor acht Jahren, als einem guten, freundlichen Knaben nicht abhold gewesen war, hatte sich jetzt zu einem so trefflichen Jüngling gebildet, daß sie es keinesweges bereute, ihm oder vielmehr seinem Vater einen ersprießlichen Dienst geleistet zu haben. Die Bahn der erneuten Bekanntschaft war gebrochen; sie wollte sich bei der nächsten Zusammenkunft von aller Aengstlichkeit und Beklemmung befreien, und eben so zwanglos und gemüthlich mit ihm plaudern, als sie es vor Zeiten gethan hatte. Aber sie machte bei dem Feste, das bald nachher in Eichberg gefeiert ward, die Erfahrung, daß sie sich zu viel vorgenommen und zugetraut hatte. So voll auch

das Herz war, so widerspenstig stockte die Zunge, und sprach nur die unentbehrlichsten Worte der Höflichkeit aus, ohne der geselligen Abende im Poetengange und in der Werkstatt der Papparbeiten zu erwähnen.

Graf Heinrich schien gleiche Fesseln zu fühlen. Er versuchte zwar oft, ein heiteres Gespräch mit seiner jungen Freundin zu beginnen; es geschah jedoch immer mit einer so wortarmen Schüchternheit, daß die Unterredung bald wieder verstummte.

Die übrigen Gäste waren fröhlicher. Besonders weckte der von dem Grafen veranstaltete Tanz der Landleute eine allgemeine Lustigkeit. Nur Heinrich und Luise tanzten ihren polnischen Rundtanz, der den Ball eröffnete, mit so ernster Würde, als hätten sie einander niemals zuvor gesehen.

26.

Freude und Leid.

Luisens Mutter war mit dem gegenseitigen Betragen der jungen Leute, das sie für Abneigung hielt, gar nicht zufrieden. Sie baute, wie viele gute Mütter erwachsener Töchter, immer Luftschlösser, in welche ihre Einbildungskraft das liebe Kind durch einen statt=

lichen Freier versetzte. Die Ankunft der beiden Grafen veranlaßte wieder einen solchen Bau in die Luft. Der Vater rühmte, daß ihm Luise einen höchst wichtigen Dienst erwiesen, und der junge Graf war, als Knabe, der Spielgesell des Mädchens gewesen, dessen blühende Schönheit jetzt Aller Augen auf sich zog. Welche angenehme Hoffnungen ließen sich nicht aus diesen günstigen Umständen bilden! Aber die Kälte der jungen Leute verwandelte sie in bunte Seifenblasen, die bald nach ihrer Entstehung wieder zerflossen.

Hätte jemand, der besser, als die gute Frau Amtmännin, die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu enträthseln verstand, die vormaligen Jugendgespielen beobachtet, der hätte wahrscheinlich aus ihrem Benehmen ganz andere Schlüsse gezogen, und das Recht wäre auf seiner Seite gewesen.

Das bewiesen zwei Briefe, die am dritten Tage nach dem Feste von Eichberg anlangten. Graf Heinrich bat um Luisens Hand, und der Vater erklärte, daß diese Bewerbung mit seinem Vorwissen und seiner Genehmigung geschehe.

Nun gab es in Siegfrieds Hause große Freude. Luisens Mutter ging in ihr Kämmerlein, und dankte

Gott für das Glück ihrer Tochter. Der Vater fuhr nach Eichberg, und überbrachte das Jawort.

Als vier Wochen nachher der junge Graf mit einem sechsspännigen Staatswagen ankam, um sich in der Kirche des Städtchens trauen zu lassen, und dann mit seiner jungen Gemahlin und ihren Aeltern zum Hochzeitmahle nach Eichberg zu fahren, ward eben Hedwigs Kramlädchen gerichtlich geschlossen, weil ihr Ehemann, wegen einer unbedeutenden Schuld von einigen hundert Thalern, die Flucht ergriffen hatte. Die unglückliche Frau erschien an der Hausthür, und rang die Hände. Luise, von Mitleiden ergriffen, bat ihren Bräutigam, die Arme zu retten. Erfreut, daß er seiner Geliebten gefällig seyn konnte, erließ er sogleich an den Bürgermeister ein kurzes Schreiben, worin er sich nicht allein für die Schuld verbürgte, sondern sie auch des folgenden Tages zu bezahlen versprach, wenn die gerichtliche Schließung des Kramladens auf der Stelle wieder aufgehoben würde. Bei dieser ansehnlichen Bürgschaft fand der Bürgermeister kein Bedenken, den Laden unverzüglich wieder öffnen zu lassen. Hedwig, von des Grafen Verwendung für sie unterrichtet, stürzte in Siegfrieds Haus, und dankte dem Brautpaare mit einem Strome von Thränen.

Luise ward durch die Rechtlichkeit und Herzensgüte ihres Gemahls eine sehr glückliche Gattin. Dieses günstige Geschick verdankte sie der Freundlichkeit, die sie, als Kind, einer fremden, damals unglücklichen Familie erwiesen hatte. Dennoch könnte wohl ein strenger Sittenlehrer an ihrem und ihres Bruders Benehmen in jener Zeit den Umstand tadeln, daß sie die Fremden, als sie sich noch in der Stadt aufhielten, gleichsam vor ihrem Vater verbargen, und sie, ohne sein Wissen, vor dem nachgeschickten Kundschafter warnten. Kinder müssen vor ihren Aeltern kein Geheimniß haben. Sie sind noch zu unerfahren, um die oft nachtheiligen Folgen solcher Verheimlichungen voraus sehen zu können.

IV.

Bestrafter Frevel.

Vor alter Zeit begab sich in einem französischen Mönchskloster folgende wunderbare Geschichte.

Einer der jüngsten Ordensbrüder ward von einer schweren Krankheit befallen und starb. Man trug den Leichnam in das Todtengewölbe, und legte ihn, mit dem Ordensgewande bekleidet, in den Sarg. Zwei Mönche, die gleiches Alters mit dem Verstorbenen waren, erhielten vom Abt den Befehl, den Todten während der Nacht zu bewachen. Sie sollten sich ablösen; aber keiner hatte Lust, in dem öden, nur von einer Lampe spärlich erleuchteten Gewölbe zehn bis zwölf Stunden lang mit dem Todten allein zu seyn. Darum beschlossen sie, dem Schlafe für diese Nacht ganz zu entsagen, und die Wache bis zum anbrechenden Morgen gemeinschaftlich zu halten.

Es war eine sehr kalte Winternacht. Das Buch, das sie sich bei der Lampe vorlasen, erwärmte sie nicht. Sie sehnten sich nach einer körperlichen Stärkung. „Hätten wir doch einen Becher glühenden Wein!" sagte der Eine. „Ja, der wär' uns sehr heilsam!" versetzte der Andere. „Und ich will uns dieses Labsal bereiten, wenn dir nicht graut, eine halbe Stunde hier allein zu bleiben."

Jener entschloß sich dazu. Sein Mitbruder verließ ihn, begab sich in die Küche, und bereitete das erwünschte Getränk.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ein großer gefüllter Kelch dampfte in seiner Hand. „Köstlich gelungen!" rief er beim Eintritt ins Todtengewölbe. Er war einer freudigen Antwort gewärtig; aber kein Laut ließ sich vernehmen. Sein Mitbruder saß mit gesenktem Haupte am Tische, schien in dem darauf liegenden Buche zu lesen, und regte sich nicht.

„Holla, Bruder Benedict!" rief der Weinkoch: „Bist du eingeschlafen?"

Keine Antwort, kein Aufblick erfolgte.

„Ei, das ist ein langweiliger Spaß!" sagte Jener verdrießlich. „Riech' nur den herrlichen Duft!" Damit

hielt er ihm den Kelch unter die Nase. Doch auch dieses Reizmittel bewirkte keine Bewegung.

Er setzte den Kelch auf den Tisch, faßte den unerwecklichen Mönch an der Schulter, und schüttelte ihn kräftig. Da fiel der vermeynte Schläfer starr und steif, wie ein Todter, vom Stuhle.

Bestürzt ergriff Jener die Lampe, beugte sich zu ihm hinab, leuchtete ihm ins Gesicht, und sah mit Schrecken, daß der am Boden liegende Mönch der Todte war, der bewacht werden sollte.

Schaudernd fuhr er zurück, und sein Entsetzen stieg, als der Leichnam in diesem Augenblicke das Haupt erhob, ihn gräßlich anstarrte, sich mühsam und stöhnend vom Boden aufrichtete, und fort schwankte.

Zitternd und die Augen auf ihn geheftet, folgte der Andere. Der erstandene Todte ging nach der Zelle, die er vormals bewohnt hatte, und wollte hinein. Sie war verschlossen. Er klopfte an die nächste Zelle. Der Inhaber derselben trat nach einer Weile heraus, erblickte bei dem Scheine der Laternen, die auf dem Zellengange brannten, die eingesargte Gestalt, sprang mit einem Schrei zurück, und warf die Thür in's Schloß. Der furchtbare Wandler klopfte an mehrere Zellen; überall glaubte man einen Geist zu sehen, und floh vor ihm.

Das ganze Kloster gerieth in Bewegung. Einige beherzte Mönche traten ihm endlich näher, redeten ihn an, und überzeugten sich, daß er kein Gespenst, sondern ihr vom Scheintode wieder aufgelebter Mitbruder war.

Indessen war der Mönch, der über der Zubereitung des Glühweines die ihm anbefohlene Wache vernachlässiget hatte, in seine Zelle geschlüpft, und erwartete dort zagend ein schweres Gericht. Er glaubte, sein Mitwächter Benedict würde, bei der Auferstehung des Todten, die Flucht ergriffen haben. Als sich aber einige Mönche in's Todtengewölbe begaben, um ihn zu suchen, fanden sie ihn entseelt im Sarge. Alle Versuche des herbei gerufenen Klosterarztes, ihn wieder zum Leben zu bringen, waren vergebens.

Der Unglückliche hatte wahrscheinlich den Scheintodten aus dem Sarge gehoben, ihn an den Tisch gesetzt, und sich dafür in den Sarg gelegt, um seinen Wachgesellen zu necken. Als er aber den Leichnam lebendig werden sah, starb er vor Schrecken, und ward in derselben Todtenlade, in die er sich aus Muthwillen gebettet hatte, begraben. So schnell und hart rächte der Tod das frevelhafte Spiel, das mit ihm getrieben werden sollte.

V.

Das Glas Punsch.

Ein Gegenstück zu der vorigen Erzählung.

Auch in England begab sich vor kurzer Zeit, bei der Bewachung eines Todten, ein seltsames Ereigniß.

Ein angesehener und reicher Mann starb nach langen Leiden am Brustkrampfe. Er hinterließ keine nahen Verwandten, die ihn vielleicht einer Thräne gewürdiget hätten. Seine Erben waren von der lachenden Gattung. Doch bezeigten sie sich dafür, daß er schon in seinen besten Jahren die Welt verlassen und ihnen sein beträchtliches Vermögen abgetreten hatte, nicht unerkenntlich: sie wollten ihn aus Dankbarkeit prächtig begraben lassen. Er ward am Tage vor der Bestattung in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer öffentlich ausgestellt.

Die Leichenwache der folgenden Nacht übertrug man einigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die noch andere Freunde und Freundinnen dazu einluden, und im Gebiete des Todes, bei Punsch und Pfänderspiel, das Leben fröhlich genossen. Die eigentlichen Erben und Besorger dieser Ehrenwache schliefen indessen ruhig in ihren Häusern.

Bei der Auslösung der Pfänder suchte sich die lustige Gesellschaft in wunderlichen Aufgaben zu überbieten. Unter andern ward von einem frechen Spielgesellen ausgesprochen: Der Besitzer eines gewissen Pfandes (das noch, wie gewöhnlich, verborgen gehalten ward) solle dem Todten ein Glas Punsch in den offenen Mund gießen.

Mit Schrecken sah die schönste und sittlichste der anwesenden Jungfrauen, daß ihr das Pfand gehörte, dem man eine so widrige, den Todten höhnende Verbindlichkeit aufbürden wollte. Sie weigerte sich, das ruchlose Gebot zu vollziehen. Die leichtsinnigen Gespielen lachten sie aus, und beschuldigten sie einer kindischen Feigheit. „Ihr verkennt mich!" sagte sie. „Die Sache selbst wäre mir ein Leichtes; doch Ehrfurcht gegen den Todten, der ein rechtschaffener und achtungswerther

Mann war, hält mich zurück. Es ist mir unmöglich, ihn zu verspotten."

„Ei, davon weiß der selige Herr kein Wort!" riefen die Andern. Zugleich füllten sie ein Glas mit siedend heißem Punsch, zwangen es der Sträubenden in die Hand, drängten sie zum Sarge, und nöthigten sie mit Gewalt, es dem Todten einzugießen.

Das war kaum geschehen, da zuckte der Leichnam mit den Augen, schlug sie auf, richtete sich empor, hustete heftig, erbrach sich, und zwei Frösche stürzten hervor. Sobald er von diesen ekelhaften Inwohnern, die seine Krankheit verursacht hatten, befreit war, erhob er sich aus dem Sarge, und war gesund.

Die Pfänderspieler entflohen und weckten die Erben, die eben recht süß von Goldbergen träumten. Diese verschwanden ihnen aber auf ewig; denn der wieder aufgelebte Vetter, der während seines Scheintodes jedes in seiner Nähe verlautende Wort gehört hatte, wählte das schöne Kind, das mit Hochachtung von ihm sprach, zu seiner Gattin. Einige andere ehelustige Mädchen von der Wachgesellschaft glaubten zwar ein noch stärkeres Recht auf seine Dankbarkeit zu haben, weil sie die Braut zur Anwendung des Rettungsmittels gezwungen hatten; aber der Neubelebte wußte zu gut,

daß sie keinen Rettungsversuch anstellen, sondern ihn verspotten wollten, und verband sich deßhalb mit dem guten Mädchen, das sich standhaft der rohen Zumuthung widersetzte, zum Werkzeuge seiner Verhöhnung zu dienen.

So ward Edelsinn, der im Augenblicke seiner rühmlichen Weigerung keinen Vortheil davon erwarten konnte, erkannt und belohnt.

VI.

Die bange Lehrstunde.

Rudolph, ein Knabe von zehn bis eilf Jahren, zeigte bisweilen sehr auffallend, daß er sich im Zeitalter der Flegeljahre befinde. Schon als lallendes Kind nahm er sich nicht selten die Freiheit, seine Aeltern zu tadeln und zu meistern. Sie machten ihm nichts zu Danke. Alle Spielsachen, womit man den kleinen Momus*) zu bestechen glaubte, warf er bald nach dem Empfange verächtlich bei Seite, und sah sie nicht wieder an. In spätern Jahren trieb er diese Unart noch weiter. Speisen und Kleider, die man ihm gab, waren ihm nicht lecker, nicht prächtig genug. Im Gespräche mit seinen Spielgesellen schalt er seinen Vater

*) In der Mythologie der Gott der Tadelsucht.

einen Geizhals, weil dieser nicht sonderlich bemittelte Mann für nöthig fand, sich nach der Decke zu strecken. Er hatte noch mehr Kinder, und konnte deßhalb um so weniger dem jungen Nimmersatt mit Allem aufwarten, was er verlangte. „Rudolph! Rudolph! sprach er oft: „Du wirst einst aus Erfahrung lernen, daß ein Hausvater, der ehrlich bestehen will, einen schweren Stand hat, und seinen Kindern nicht immer gewähren kann, was ihr Leichtsinn wünscht und begehrt."

Was geschah? Rudolph erwuchs zum Manne, nahm ein Weib, und bald umschwärmten ihn acht oder zehn Kinder, die ihm den Kopf warm machten. Schon ihre dringendsten Bedürfnisse nöthigten ihn, fleißig und tief in den Beutel zu greifen; aber seine erwachsenen Kinder begnügten sich nicht damit, das Nöthige zu empfangen. Unbescheiden, wie weiland der Herr Papa, foderten sie Ueberfluß. Die Töchter verlangten jeden neuen Schmuck, der aus London und Paris im Putzladen ankam; die Söhne wollten ebenfalls wie Prinzen einher gehen, und begehrten noch überdieß ein bedeutendes Taschengeld, um sich in die Lustbarkeiten der großen Welt mit Anstand mischen zu können. Vater Rudolph, der nur einen mäßigen Gehalt für die Verwaltung einer Staatskasse genoß, konnte diese stür-

mischen Ansprüche nicht befriedigen. Er stellte das seinen Kindern vor, und empfahl ihnen Genügsamkeit; allein er predigte tauben Ohren. Immer wurden ihm wieder neue Geldsummen theils abgeschmeichelt, theils abgetrotzt, um entbehrliche Ausgaben damit zu bestreiten. Der schwache Mann konnte seinen Lieblingen nichts abschlagen. Er machte Schulden; und als ihn seine Gläubiger drängten, vergriff er sich an der ihm anvertrauten Kasse, und bezahlte die ungestümen Manichäer daraus. Das ging eine Weile. Endlich aber sprang es seinen Vorgesetzten in die Augen, daß er mehr ausgab als einnahm. Man untersuchte die Kasse, und fand kaum die Hälfte der Summen, die er darin bereit haben und vorzeigen sollte. Schamroth und zagend gelobte er baldigen Ersatz. Dieses Versprechen ward nicht geachtet. Man nahm ihn gefangen.

Da saß er nun zwischen vier öden Mauern und seufzte: „Ach, Gott! das hab' ich an meinem wackern Vater verdient! Wie oft beschuldigt' ich ihn der Kargheit, wenn er mir nicht mit verschwenderischen Händen gab, was ich unbesonnener Knabe begehrte. Nun seh' ich ein, welche Klugheit und Vorsicht ein Hausvater anwenden muß, um nicht, wie ich, in einen Abgrund von Jammer und Noth zu versinken. O, hätt' ich doch

meine sorgenfreie Jugend zurück! Ich wollte mich nie wieder erdreisten, meines Vaters weise Sparsamkeit zu tadeln. Im Gegentheil sollte sie die Richtschnur meines ganzen Lebens seyn.“ —

„Rudolph! wie lange schläfst du heute?“ rief jetzt eine männliche Stimme. Der Gefangene fuhr empor; sein ängstlicher Traum zerfloß wie ein Nebel; er war noch der glückliche, kummerlose Knabe, und sprang jauchzend aus dem Bette. Rasch angekleidet flog er zum Vater, dessen Ruf vor der Thüre ihn geweckt hatte. Gerührt erzählte er seinen bangen Traum und versicherte: daß er dadurch von seiner vorigen Anmaßung, des guten Vaters Wirthlichkeit zu tadeln, ganz geheilt worden sey, und hinfort mit Allem, was ihm gereicht werde, zufrieden seyn wolle. Er hielt auch redlich Wort, und gewöhnte sich, übereilte Wünsche im Stillen zu unterdrücken. Auf diese Weise ward er in der Folge selbst ein kluger Haushalter, und lebte glücklich und zufrieden bis an sein Grab.

VII.

Die offene Hand.

Geschichtlich.

Navarra, das Heinrich der Vierte, bei der Besteigung des französischen Thrones, mit Frankreich vereinigte, war früher ein selbstständiges Reich. Im zwölften Jahrhunderte ward es von einem guten Könige beherrscht, der im Jahre 1173 ohne Erben starb. Die Stände des Reiches wünschten einen Nachfolger aus seinem Geschlechte. Es war in demselben kein Prinz vorhanden; aber des Verstorbenen Schwester, die mit einem fremden Fürsten vermählt war, hatte einige Monate vorher Zwillingssöhne geboren. Man beschloß eine Gesandtschaft an diese Fürstin abzuordnen, und einem ihrer Söhne die Krone von Navarra anzutragen.

Zu diesem Geschäfte wurden drei ehrsame und ver-

ständige Männer erkoren. Sie kamen an jenem Hofe an, und trugen Navarra's Wunsch dem fürstlichen Paare vor. Beide waren nicht abgeneigt, einem der Knaben die angebotene königliche Krone zu gönnen, und überließen es den Gesandten, von den Zwillingen den zu wählen, zu welchem sie das meiste Vertrauen empfinden würden.

Die Mutter führte die drei Männer in das Zimmer, wo die Knaben in Einer Wiege beisammen lagen und eben sanft schliefen. „Entscheidet, ihr Herren," sagte sie leise, „auf welches dieser jungen Häupter ihr Navarra's Krone setzen wollt."

Die Brüder sahen sich sehr ähnlich. Nur der einzige Unterschied war an ihnen zu bemerken, daß der eine mit geschlossenen, der andere mit offenen Händen schlief.

Die Gesandten hefteten lange den Blick auf die ruhigen Schläfer. Endlich baten sie, sich in einem andern Zimmer berathen zu dürfen.

Dort schlug der erste Gesandte vor, über die sich ganz gleichen Knaben das Loos zu werfen.

„Wir wollen die Sache nicht dem Zufall überlassen;" sagte der Zweite. „Gleichen sich die Prinzen auch an Gestalt, so bemerke ich doch an der Haltung

ihrer Hände eine wichtige Verschiedenheit ihres Gemüths. Ich gebe meine Stimme dem, der sie geschlossen hat. Das zeigt, daß er einst ein kräftiger Mann werden und jedem Feinde des Reichs den Daumen auf's Auge setzen wird."

„Wohl möglich!" versetzte der Dritte. „Die fest geschlossene Hand kann aber auch Kargheit und Strenge bedeuten. Mir gefällt die offene Hand. Sie ist ein Zeichen der Freigebigkeit, des Edelmuths und der zuvorkommenden Liebe."

Dieser Ansicht trat der erste Gesandte bei. Der zweite war folglich überstimmt, und man wählte den Prinzen mit der offenen Hand. Er herrschte, als er in spätern Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mild und gerecht, und erhielt den Beinamen: der Gute.

VIII.

Die Erscheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und fünfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthasar genannt, der sich mit der Uhrmacherkunst beschäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, besonders Taschenuhren, oder machte wenigstens Versuche damit; denn sie sollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in den Stand gebracht worden seyn, daß man sich ihrer mit Zuverlässigkeit bedienen konnte.

Mögen sie denn auch zu Balthasars Zeit noch einen regellosen und unrichtigen Gang gehabt haben, so gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taschenuhren damals nannte) zu besitzen und damit zu prahlen wünschte. Balthasars Werke wurden daher nach Prag und Wien ver-

schrieben und gut bezahlt. Jetzt sind freilich die damals noch sehr seltenen und theuern Stundeneiern so gemein und wohlfeil geworden, daß sich ein betriebsamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ging, von den erhobenen Steuern ein solches Ding anschaffen kann.

Balthasar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünstler heutiges Tages aus großen Werkstätten beziehen, mit unendlicher Mühe selbst aus rohen Metallen heraus arbeiten. Er griff dabei seine Augen so rastlos an, daß er im vierzigsten Jahre seines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlstandes, den er sich durch Kunst und Fleiß bereiten wollte, auf Einmal versiegt. Seine Gattin, die bisher seine Gehülfin gewesen war, setzte zwar, unter Leitung des armen Blinden, das Geschäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre leidlich gelungen, so hatte sie ebenfalls das Schicksal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erspart und zurückgelegt hatten, verzehrte sich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha,

ihre fromme sechzehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Aeltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte aufbieten mußte, sie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geschickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künstlichsten Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von habsüchtigen Menschen, die sich kein Bedenken machten, die Armuth zu drücken, um einen Spottpreis abgepreßt, und sie mußte diesen elenden Lohn annehmen, weil sie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte sie, doppelt und rastlos zu arbeiten, und sie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einsmals hatte sie in der Nacht eine wunderbare Erscheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, stand vor ihrem Lager, und sagte mit holder Stimme: „Geh mit diesem Zweige auf den nächsten Hügel bei deinem Wohnhause, gib Acht, ob sich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Platze, wo er sich von selbst zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer kindlicher Sinn, den einst der Himmel lohnen wird, eine irdische Vergeltung und Erleichterung seiner rühmlichen Sorgen finden."

Bertha würde dieses Ereigniß für einen leeren

Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein frischer Zweig, dergleichen sie nimmer gesehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand sich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorstadt, wo sie mit ihren Aeltern wohnte, ein Hügel, den sie gemeiniglich bestieg, wenn sie frische Luft schöpfen wollte. Auf der Spitze desselben sah sie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die sie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daseyn eines Schatzes anzeigen. Alle diese Umstände bewirkten bei der guten Bertha den Entschluß, der Weisung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menschen schliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis sie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig, und beugte sich zur Erde hinab. Sie bezeichnete die Stelle, öffnete sie in der folgenden Nacht, beim Scheine des Vollmondes, mit dem Grabscheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermeßlichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Aeltern, die sich über den gefundenen Schatz innigst freuten.

„Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben," sagte der Vater. „Du hast sehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du dich gar nicht daran vergriffen hast. Wir müssen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Diese mag dann die Hebung des Schatzes veranstalten, ihn gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird sich's zeigen, wie viel uns der gnädigste Landesherr, in Erwägung unseres Unglücks und unserer Armuth, davon überlassen wird."

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzig tausend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Hussitenkriege des fünfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen schrieb auf den an ihn erstatteten Bericht zurück: „Was Gott durch seinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen." — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte sich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo sie den Schatz gefunden, ein stattliches Schloß. Die Pforte ließ sie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem sie selbst dargestellt war, wie sie auf der Spitze des Hügels steht, und sich der Zweig in ihrer Hand zur Erde senkt.

IX.

Aus dem Regen in die Traufe.

1.

Guter Rath.

„Heisa! da bring' ich was Köstliches, wertheste Frau Gevatterin!" rief Madame Heuberg, indem sie, mit einem Blatte des allgemeinen Anzeigers der Deutschen *), hastig ins Zimmer der Frau Bürgermeisterin trat. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorlese, was ein gewisser Herr Aristodemus hier einrücken ließ."

„Betrifft's den Hof?" fragte die Bürgermeisterin, die vor langen Jahren wohlbestallte Kammerzofe einer Prinzessin gewesen war.

*) Nro. 322, vom 25sten November 1823.

„Nein, liebe Frau Gevatterin," antwortete Madame Heuberg, „es betrifft unsere Küche."

„Kein angenehmer Gegenstand;" sagte die Bürgermeisterin.

„Eben deßhalb wird Sie der Aufsatz freuen;" erwiederte Jene. „Unsere Küchenherde sollen ganz in Ruhestand versetzt werden. Hören Sie nur!" Sie begann hierauf Folgendes aus dem Anzeiger zu lesen:

„„Die Spartaner hatten ihre gemeinschaftlichen Speiseanstalten.""

„Die Spartaner?" fiel die Bürgermeisterin ein. „Was sind das für Menschen? Ich hörte bei Hofe kein Wort von ihnen. — Doch halt! da hab' ich's! Das sind vermuthlich die Leute, welche die Sparterie-Hüte verfertigen, die im vorigen Jahre so stark in der Residenz getragen wurden. Selbst meine Prinzessin" —

„Trug einen!" ergänzte Madame Heuberg geschwind und etwas verdrießlich. „Jetzt, liebste Frau Gevatterin, haben wir's mit unserm Herrn Aristodemus zu thun. Er schreibt weiter: „„Die Sache ist in ökonomischer Hinsicht nicht unwichtig. Unsere Hausfrauen, mittleren Standes, müssen zwei Drittheile des Tages mit Kochzubereitungen in der Küche hinbringen. Jede kocht für ihre Familie, während die Kocherei für zehn

nicht mehr Mühe und nicht mehr Zeit erfordern würde. Und welche Ersparung an Holz! Wie bequem wäre es für unsere Frauen, wenn sich, besonders in unsern Städten, ganze Familien zu gemeinsamer Speisung mit einfacher, aber nahrhafter Kost vereinigten."" —

„Der wackere Mann hat im Ganzen Recht!" sagte die Bürgermeisterin. „Nur darin hat er Unrecht, daß er bloß von Hausfrauen mittleren Standes spricht. Ich, zum Beispiel, bin die erste und vornehmste Dame des Orts, bin hier, was die regierende Fürstin in der Residenz ist, und dennoch muß ich täglich in der Küche schalten und walten, um dem Leckermaule meines Herrn Gemahls etwas Gutes aufzutischen. Bei Hofe macht' ich mir keinen Finger schwarz. Die köstlichsten Speisen fielen mir gleichsam vom Himmel."

„Ei, das weiß ich ja, Frau Gevatterin, daß Sie nicht gern einen Kochtopf anfassen;" sagte Madame Heuberg. „Darum brachte ich die gute Botschaft, und überlasse nun Ihnen, das Ding zu überlegen und in Ausführung zu bringen."

„Daran soll's nicht fehlen;" antwortete die hohe Frau. „Wir wollen nur erst ein Weilchen abwarten, wie sich die Sache weiter entwickelt. Da es jetzt so viele schreibende Damen gibt, die wohl insgesammt eine

gewaltige Küchenscheu haben, so wird gewiß eine oder die andere darüber laut. Lassen Sie nur Ihren lieben Mann recht aufpassen! Er sitzt als Posthalter und Briefsammler an der Quelle, und die Zeitungen gehen zuerst durch seinen Hände. So kann denn in der ganzen Welt nichts geschehen, was wir nicht sogleich durch ihn erfahren sollten.“ —

2.

Oeffentlicher Beifall.

Und nach sechs oder sieben Wochen kam die Frau Posthalterin abermals mit einem Blatte des Anzeigers gesprungen. „Beste Frau Gevatterin, Sie haben richtig prophezeit! Da hat eine Dame, die den seltsamen Namen Kerenhapuch Küchenhaß *) führt, ein öffentliches Schreiben an den Herrn Aristodemus ergehen lassen **). Sie ertheilt seinem Vorschlage den schmeichelhaftesten Beifall, und dehnt ihn noch weiter aus. Auch die lieben Kinder sollen, unter Aufsicht ei-

*) Der Name Kerenhapuch (mit dem Tone auf der letzten Sylbe) ist hebräisch, und heißt auf deutsch: Schminkdöschen. Hiob's dritte Tochter war so genannt.

**) In Nr. 8. des Anzeigers vom Jahr 1824.

ner Magd, eine spartanische Tischgesellschaft bilden. Sogar das Gesinde soll Kostgeld bekommen, um sich ebenfalls zu spartanischen Mahlzeiten vereinigen zu können. O, es ist ein ganz vortreffliches Schreiben! Ich will es Ihnen vorlesen."

Das geschah, und beide Damen hatten von der handgreiflichen Ironie dieser Zuschrift keine Ahnung, sondern nahmen den verlarvten Spott für aufrichtiges Lob.

„Nun wohlan!" sagte die Bürgermeisterin. „Da wir eine schätzbare öffentliche Stimme auf unserer Seite haben, so können wir mit Ehren einen Versuch machen, den glücklichen Gedanken des Herrn Aristodemus auszuführen. Es versteht sich aber, daß wir nicht Crethi und Plethi zur spartanischen Tafel ziehen. Nur die Vornehmen, die bei mir Zutritt haben, sollen dieser Auszeichnung genießen. Das sind denn zuvörderst Sie und Ihr Mann, dann der Stadtrichter Mohr, der Rathsherr Jamund, der Lieutenant und Steuereinnehmer Hagel, der Acciseinnehmer Zettel, der Doktor Finkler, der Advokat Fuchs und der Kaufmann Bleimann, mit ihren Frauen. Ehe wir aber den Männern ein Wort davon sagen, so will ich Euch Frauen zu einem großen Kaffee einladen, und in dieser Staatsversammlung soll berathen und entschieden wer-

den, wie wir unsere Herren Gemahle, von welchen wir allerhand Widersprüche befürchten müssen, für die gute Sache gewinnen wollen."

3.

Der weibliche Congreß.

Am nächsten Morgen sandte die Frau Bürgermeisterin ihren Hof-Fourier, den Rathsdiener Schluck, in der Stadt umher, und ließ sämmtliche Damen, die mit ihr die gemeinsame Tafel zu Stande bringen sollten, zu sich einladen. Sie erschienen, wie zur Aufwartung bei Hofe, in steifen Prunkkleidern, und mit allem Schmuck, den sie im Vermögen hatten, beladen. Bei dem Kaffee wurden, wie gewöhnlich, die Unarten der Dienstboten gerügt, und die neuen Kleider gemustert, die sich am letzten Sonntag gezeigt hatten. Nachher aber trug die gesprächige Wirthin, bei einem Glase Wein und einer Mandeltorte, den Gegenstand vor, worüber man sich berathen wollte. Kaum hörten die Damen, daß es im Werke sey, sie aus der Küche zu erlösen, so erhoben sie ein Jubelgeschrei, stießen mit den Gläsern zusammen und riefen: „Herr Aristodemus, der Freund der Frauen, soll leben!"

„Sachte, sachte!" sprach die Bürgermeisterin. „Wir wollen unserer Freude noch nicht ganz den Zügel schießen lassen. Es liegen ihr noch viele Steine des Anstoßes im Wege, worüber sie stolpern und stürzen kann. Mein Herr Gemahl hat, zum Beispiele, die Gewohnheit, sich sogleich, wenn er den letzten Bissen in den Mund geschoben hat, in seinen großen Lehnstuhl zu werfen, sein Mittagsschläfchen zu halten, und dabei so laut durch die Nase zu orgeln, wie mir bei Hofe nie vorgekommen ist."

„Was thut das?" sagten die Andern. „Der Lehnstuhl wird im Speisezimmer aufgestellt, und der Herr Bürgermeister schlafen und orgeln darin nach Belieben."

„So bequem kann's mein Mann nicht haben;" sprach die Posthalterin. „Die verdammte Briefpost geht wöchentlich drei Mal in der Mittagsstunde ab. Da wird er denn das Felleisen im Speisezimmer packen müssen."

„Desto besser" riefen Einige vergnügt. „Es ist angenehm, fremde Briefe zu sehen, und allenfalls, wenn sie locker gefaltet sind, ein wenig hinein zu gucken. Manches Räthsel, worüber man sich lange den Kopf zerbrach, wird dadurch klar."

Meinem Manne geht's wie dem Herrn Posthalter;" sagte Madame Zettel. „Keinen ruhigen Zug kann

er aus dem Bierkruge thun, ohne von Leuten, die etwas veraccisen wollen, gestört zu werden. Darum muß er seine Einnahme schlechterdings in den Speisesaal verlegen, und das Accise-Schild während des Essens vor das Fenster hinaus hängen."

„Recht schön!" antworteten die Frauen. „So erfährt man, wo etwas Gutes für den Schnabel angekommen ist, und kann sich Abends zu Gaste bitten; denn da speisen wir doch nicht zusammen."

„Mich bekümmert nichts als meines Mannes Nachtmütze;" sagte Madame Jamund. „Er kann nicht anders essen, er muß sie auf dem Kopfe haben; sonst schmeckt ihm kein Bissen."

„Pfui! diesen Uebelstand muß sich der Herr Senator abgewöhnen!" rief die Bürgermeisterin. „Wer wird denn in ehrbarer Gesellschaft in der Nachtmütze speisen? Das thut kein Stallknecht bei Hofe."

Die Gattin des Lieutenants und Steuereinnehmers seufzte jetzt laut. Man fragte, was sie für einen Stein auf dem Herzen habe.

„Sie wissen," antwortete sie, „daß mein Mann vormals Wachtmeister bei den Husaren war, und mit Lieutenants-Charakter den Abschied und seinen hiesigen Posten bekam. In jenem Dienste ward er ein Mann nach

der Uhr. Mit dem Schlage der zwölften Stunde — keine Sekunde früher, keine später — muß das Essen auf dem Tische stehen; sonst flucht er, daß sich die Erde aufthun möchte, und fuchtelt mit blank gezogenem Pallasch in der Küche herum."

„Das ist die Manier der alten Kriegsgurgeln!" sagte die Bürgermeisterin. „Nun, wir wollen die Einrichtung treffen, daß wir uns immer mit dem Glockenschlage der Mittagsstunde zur Tafel setzen, damit wir den nackten Säbel des Herr Lieutenants nicht zu sehen oder wohl gar zu fühlen bekommen."

„Dergleichen unbequeme Gewohnheiten hat mein Mann nicht;" sprach die Doctorin. „Er ist aber ein Spottvogel, neckt die Leute gern, und sagt ihnen lachend die Wahrheit. Das gefällt nicht Allen, und es entstehen oft Händel daraus."

„Ei! wer wird denn so einfältig seyn, sich mit einem lustigen Tischrathe zu überwerfen?" sagte die Bürgermeisterin. „Der Herr Doktor spott' und lache nach Belieben! Ich gebe mich selbst ihm Preis. Man versetzt sich gleichsam in die alte gute Zeit der löblichen Hofnarren, von welchen sich Kaiser und Könige zum Besten haben ließen."

Und zur Frau des Stadrichters gewandt, fuhr sie

fort: „Das schwarze Steckenpferd Ihres Mannes ist bekannt. Sein großer Pudel sitzt förmlich auf einem besondern Stuhle mit ihm zu Tische, und wird auf die zärtlichste Weise gefüttert, indem der Herr Stadtrichter die köstlichsten Fleischbissen zwischen den Lippen hält und sie von der Schnauze des schwarzen Tischnachbars wegküssen läßt. Das wäre denn, trotz aller gebührenden Achtung gegen den Herrn Stadtrichter, ein ekelhaftes Spiel für mich, wobei mir die Eßlust vergehen würde. Es kann also in unserer Tischversammlung nicht Statt finden. Da wir jedoch den werthen Pudel eben so wenig, als die vierfüßigen Hausfreunde der übrigen Herren, verbannen können und wollen, so werden sie zwar in der Speise-Anstalt zugelassen, erhalten aber in der größten Schüssel, die sich hier wird auftreiben lassen, ihre eigene spartanische Mahlzeit.“

Die Gattin des Sachwalters rückte jetzt mit dem Bekenntniß heraus: daß ihr Mann dem Tabakrauchen unmäßig ergeben sey, mit der dampfenden Pfeife sogar beim Essen sitze, und jeden Bissen, den er zum Munde führe, gleichsam erst in den Rauch hänge. Damit sey noch die Unannehmlichkeit verbunden, daß er, wegen des starken Verbrauchs, den allerwohlfeilsten Tabak wähle, und daher keinen angenehmen Duft um sich verbreite.

„Puh! solcher Gestank wäre nicht auszuhalten!“ rief die Bürgermeisterin. „Ich hörte bei Hofe von einem Tabak sprechen, der aus Rosen- und Veilchenblättern zubereitet war, äußerst lieblich roch, und von einigen Kammerjunkern geraucht wurde. Von dieser süßen Waare will ich auf meine Kosten ein Pfund verschreiben, und davon soll der Herr Advokat bei der Tafel ein Pfeifchen rauchen. Das wird die Stelle der kostbarsten Räucherkerzchen vertreten.“

„Nun bin ich allein noch Rechenschaft schuldig;“ sagte die Frau des Kaufmanns. „Mein Mann hat keinen andern Tischfehler, als daß er, wegen seines bedeutenden Umfangs, zwei Stühle braucht, und dreimal mehr als ein anderer Mensch zu sich nimmt. Darauf müßte man sich einrichten. Im Laden versäumt er übrigens nichts. Er sitzt den ganzen Tag in der Schreibstube auf seinem breiten Großvaterstuhle. Ich aber könnte schwerlich an den gesellschaftlichen Mahlzeiten Theil nehmen, wenn mir nicht erlaubt würde, einen großen Topf voll Syrup, nebst Kaffeedütchen von ganzen und halben Lothen, mit zur Stelle zu bringen, und den um diese Zeit gewöhnlichen Kleinhandel mit diesen Waaren zu treiben.“

Dieser Verkehr ward ohne Bedenken zugestanden, und die übrigen Anstöße hoffte man gleichsam friedlich und einig zu heben.

4.

Was beschlossen ward.

„Nun, meine geliebten Freundinnen," sagte die Bürgermeisterin, „vernehmen Sie meine unmaßgebliche Meinung, wie es uns wohl am besten gelingen würde, unsern gestrengen Haus- und Eheherren die Schlinge über den Nacken zu werfen. Wir geben ihnen künftigen Sonntag ein Gastmahl im Elephanten, und tragen ihnen, wenn sie voll süßen Weines sind, unsern Wunsch vor, von an täglich spartanische Mahlzeiten in demselben Gasthofe zu halten, und das Feuer auf unsern Herden — mit Ausnahme der Morgenflämmchen zum Kaffee — immer und ewig ausgehen zu lassen. Was gilt's, sie befinden sich bei dem Gelage so wohl, daß sie die Gelegenheit, täglich so vergnügt beisammen zu seyn, mit beiden Händen ergreifen werden."

„Wer bezahlt aber die Lockspeise?" fragte eine der Frauen.

„Wer sonst als die Männer selbst?" antwortete die

Bürgermeisterin. „Vor der Hand sollen und müssen sie glauben, daß wir ihnen von unsern hauswirthlichen Ersparnissen ein Fest geben, und auch die Mahlzeiten der nächsten Woche aus unsern Mitteln bestreiten. Aber nach acht oder vierzehn Tagen legt ihnen der Elephantenwirth, der indessen die Zeche angeschrieben hat, die Rechnung vor, und sie müssen, um keine Schande zu haben, die Beutel öffnen."

„Ein kitzliches Wagstück!" sprach eine furchtsame Stimme.

„Wagen gewinnt!" rief Jene. „Ich bin eines guten Erfolgs gewiß. Wir wollen auch, um die Herren nicht scheu zu machen, ihnen beim Sonntagsfeste und an den darauf folgenden Flittertagen alle ihre Unarten gestatten. Aber nach Verlauf der Probezeit muß eine nach der andern abgelegt werden."

5.

Unglück des dicken Mannes.

Am nächsten Sonntage ward der Vogelherd wirklich gestellt, und die gelockten Vögel zogen lustig ein.

Als sie versammelt waren, ermahnte die Bürgermei-

sterin, heute recht fröhlich zu seyn, und ganz so zu thun, als wäre man zu Hause.

Darauf fußend, belegte der Stadtrichter sogleich für sich und seinen Pudel zwei Plätze; Herr Bleimann schob ein Paar Stühle zusammen, auf welchen er thronen wollte; der Sachwalter stopfte seine Pfeife, ohne zu bemerken, daß ihm seine Frau den bereits angekommenen Kammerjunker-Tabak in den Beutel gepascht hatte; der Senator Jamund stülpte eine weiße Nachtmütze über die Ohren; und der Lieutenant Hagel sah jeden Augenblick nach der Uhr, weil die Mittagsstunde nur noch zwei Minuten entfernt war. Aber mit dem Schlage derselben wurde die Suppe aufgetragen, und die Bürgermeisterin ersuchte die Gäste, Platz an der Tafel zu nehmen.

Schneller, als die Uebrigen alle, wackelte der dicke Herr zum gastlichen Tische. Als er aber seine Centnerlast auf die beiden alten, von Würmern durchnagten Stühle fallen ließ, brachen sie mit entsetzlichem Krachen unter ihm zusammen. In der Angst dieses Schiffbruchs ergriff er das Tischtuch; aber zwanzig Hände gegen über faßten es mit ihm zugleich, und verhinderten glücklich, daß er es nicht, sammt der großen Suppenschüssel, mit sich zu Boden riß. Ein tobendes Gelächter brach

aus, als er ohne Bewegung, wie der pausbäckige Püsterich, der eherne Götze der alten Deutschen, zwischen den Trümmern saß. Die menschenfreundlichsten und mitleidigsten Seelen konnten sich des Mitlachens nicht enthalten.

Vereinte Kräfte brachten ihn wieder auf die Beine. Er wollte sich jedoch den gegenwärtigen unsichern Sesseln nicht mehr anvertrauen; er verlangte heim in seinen getreuen Großvaterstuhl. Das erlaubte man nicht, sondern Frau Bleimann mußte fort, um die Herbeischaffung des häusliches Thrones, den die Umtriebe der Holzwürmer noch nicht angetastet hatten, zu besorgen.

„Aber, zum Teufel! die Suppe wird kalt!" rief die Kriegsgurgel, und griff eigenmächtig nach dem Vorlegelöffel.

„Man lasse nur auch mir etwas übrig!" sagte der Dicke mit einem weinerlichen Tone. „Stehend kann ich armer Mann doch nicht essen."

„Herr! Sie sollten auf den gehabten Schrecken gar nicht essen;" sprach der Doktor. „Genießen Sie in den nächsten vier und zwanzig Stunden nur für drei Pfennige Semmel und sechs Quart Wasser; weiter durchaus nichts. Das ist mein ärztlicher Rath."

„Gehorsamer Diener!" versetzte der Dicke. „Ihre

Hungerkur brächte mich auf den Kirchhof. Es wird mir recht wohl seyn, wenn ich ohne Gefahr hier sitzen und tüchtig einhauen kann."

Der stammhafte Großvater kam; Herr Bleimann nahm vergnügt davon Besitz, und ließ sich seinen Teller drei Mal mit Suppe füllen.

Die Hast eines gierigen Essers ist kein ergötzlicher Anblick; doch bei weitem ekelhafter war hier des alten Hundenarren, des Stadtrichters, brüderliche Suppentheilung mit seinem zottigen Tischnachbar. Hatte der Herr einen Löffel voll genossen, so bekam der Pudel den zweiten, und so fort.

„Gib Acht, Pudel, daß dich dein Herr nicht bevortheilt!" sagte der Doktor. „Gleiche Brüder gleiche Kappen!"

Der Sachwalter war bescheiden genug, sich während des Gelöffels (wie ein Deutschling die ursprünglich französische Suppe dolmetschen könnte) des Schmauchens zu enthalten. Als er aber seinen flüssigen Antheil verzehrt hatte, rief er nach Licht, setzte seine Pfeife in Brand, und die Rosen und Veilchen begannen zu duften. Grimmig fuhr er seine Frau an: „Was hast du mir in den Beutel gehext?" Ehe noch die Zagende antworten konnte, bekannte die Bürgermeisterin, daß

sie den Tausch veranlaßt habe, und ersuchte den finstern Sachwalter, sich des allerliebsten Hoftabaks gefälligst zu bedienen. Er aber polterte die Antwort: er gebe sich mit Hofsüßeleien nicht ab, und sein Landknaster rieche tausendmal besser. Diesen mußte die Frau schleunig herbeischaffen. Indessen ließ er ein groſses Becken mit glühenden Kohlen bringen, schüttete den ganzen Blumentabak darauf, und verursachte dadurch einen so unmäßigen Dampf, daß Fenster und Thüren aufgerissen werden mußten.

6.

Vivat.

Als man nun alles in Ordnung gebracht hatte, war die Gesellschaft sehr vergnügt, und der reichlich fließende Wein setzte die Männer in die holdseligste Stimmung. Da ließ die Bürgermeisterin die angelegte Mine springen, und brachte die von ihr und ihren bequemen Freundinnen so höchlich gewünschten spartanischen Mahlzeiten auf die Bahn. Die Männer machten große Augen, und ließen gegen diesen wunderlichen Vorschlag eine Schaar von Einwendungen los. Die Frauen stellten dagegen ein Heer augenscheinlicher Vortheile in's Feld,

und erfochten, nach einem kurzen Kampfe, den vollkommensten Sieg. Ihr Bundesgenoß war der Zauber der Geselligkeit, der bei den Männern den Wunsch erweckte, immer so lustig mit einander zu speisen. Man ließ frischen Wein auftragen, und brachte dem guten Aristodemus, dem wahrscheinlich die Ohren nicht wenig geklungen haben, ein jauchzendes Vivat.

Nach dieser Feierlichkeit schlich der Vater der Stadt in einen traulichen Winkel, wo man seinen Ruhesessel aufgestellt hatte. Er schmiegte sein Haupt an die weichen Backenlehnen, und begann bald, nach dem Ausdrucke seiner Gemahlin, zu orgeln. Man sprach leise, um das Tonspiel des hohen Mannes nicht zu stören.

Als er sein Mittagsschläfchen nach zwei Stunden vollendet hatte, vertrieb man sich mit Karten und Gesprächen die Zeit, bis der Nachtwächter vor dem Gasthofe die zehnte Stunde abrief. Es ist in Frauenfeld noch gewöhnlich, daß dieser Nachtvogel hinterher einen geistlichen Vers singt. Er wählte dießmal aus einem alten Liede die Worte: Ihr Höllengeister packet euch, ihr habt hier nichts zu schaffen ꝛc. „Alle Wetter! der Kerl meynt uns!" rief der Doktor, und griff eilig nach seinem Hute. Die Uebrigen folgten ihm nach, und man ermahnte sich beim Heimgange, morgen zu rechter Zeit

zu erscheinen; denn es war Anstalt getroffen, daß den folgenden Tag mit der wirklichen Tischgemeinschaft der Anfang gemacht werden sollte. „Nur verbitten wir uns," sagte der Doktor, „die häßliche schwarze Suppe, von welcher Frau Küchenhaß in ihrem Schreiben an Herrn Aristodemus behauptet, daß sich Sparta's Helden damit begnügt hätten."

„Sorgen sie nicht!" antwortete die Bürgermeisterin. „Diese Suppe ist für andere Gäste bestimmt."

7.

Das Gastmahl der Hunde.

Des Stadtrichters Abgötterei, die er mit seinem Pudel trieb, mißfiel allgemein, und veranlaßte die Männer zu einer geheimen Verschwörung, ihre Hunde ebenfalls mit zur Tafel zu ziehen. Das wäre denn eine häßliche bunte Reihe geworden. Um dieses Aergerniß zu verhindern, befahl die Bürgermeisterin dem Gastwirthe, eine schwarze Suppe für die vierfüßigen Gäste kochen und des nächsten Mittags in einer Riesenschüssel auftragen zu lassen.

Unsere Spartaner brachten, abgeredeter Maßen, ihre sammten Hunde zur folgenden Mahlzeit mit, und

wollten Stühle für sie belegen. Aber die Bürgermeisterin setzte sich dagegen. „Selbst die vornehmsten Hunde bei Hofe,“ sagte sie, „speisen auf ebener Erde; wie könnten die armseligen Köter in Frauenfeld Sitz und Stimme bei der Tafel verlangen?“ Der Stadtrichter ward roth und wollte mit Entrüstung antworten; aber die übrigen Männer, die sich der ihm widerfahrenen Zurechtweisung freuten, ließen ihn nicht zum Worte kommen. Sie riefen einstimmig: „Die Frau Bürgermeisterin hat Recht. Der Hund, ohne Ausnahme, gehört unter den Tisch.“

„Da gibt's aber für die armen Thiere nichts zu schlucken;“ brummte der Stadtrichter.

„Die armen Schlucker mögen sich nur gedulden, bis wir unsere Suppe gegessen haben;“ sagte die Bürgermeisterin. „Dann werden sie ihr gutes Gesammtfutter empfangen.“

Der Stadtrichter und sein Pudel wären dennoch schleunig davon gelaufen, wenn nicht jener Weingläser auf dem Tische gesehen und noch andere Vorzeichen einer stattlichen Mahlzeit bemerkt hätte. Diesen Anlokkungen konnte seine Leckerhaftigkeit nicht widerstehen. Die üppigen Anstalten entsprangen aber daraus, daß im Rathe der Frauen beschlossen war, ihre Gatten

noch fünf bis sechs Tage lang eben so köstlich, als am Sonntage, zu bewirthen, um ihnen das gesellige Schmausen unentbehrlich zu machen.

„Es schlägt zwölfe!“ rief der Lieutenant mit Unwillen, daß die Suppe noch nicht auf dem Tische stand. Aber sie kam auch schon, und er lobte den pünktlichen Speisemeister. Man setzte sich nun, ohne daß ein Hund die Ehre hatte, sich mit zu setzen. Der Stadtrichter reichte jedoch dem seinigen einen Löffel voll Suppe nach dem andern unter den Tisch.

Jetzt erschien der Gastwirth und hinter ihm ein stämmiger Hausknecht, der eine ungeheure thönerne Schüssel trug. In ihr dampfte ein schwarzes Meer, aus welchem Brot- und Fleischhügel, wie Inseln, hervorragten. „Nun, da bring' ich auch den werthen Hündlein das Ihrige;“ scherzte Jener, und schnalzte mit der Zunge, wie man Hunde zu locken pflegt. Pfeilschnell schossen sie herbei, umringten den Hausknecht, und sprangen an ihm empor. Nur unter dem Schutze des abwehrenden Wirths gelang es ihm, die Schüssel auf den Boden zu setzen. Jetzt aber fielen die eingeladenen Gäste mit solchem Ungestüm darüber her, daß einige derselben, um die ganze Bescherung allein zu erobern, sogar mit den Vorderpfoten in die große Schüssel griffen, und

sie augenblicklich mit solcher Gewalt umrissen, daß sie zerbrach. Das uferlose schwarze Meer ergoß sich unaufhaltsam durch den Saal. Die spartanische Tischgesellschaft mußte die Beine herauf ziehen, um sie nicht von den Fluthen bespielen oder von den Hunden, die mit offenem Rachen den schwimmenden Inseln nachstürzten, verletzen zu lassen. Gelächter und Flüche schallten durch einander. Zugleich wurden Postbriefe gebracht, Accis-Zettel verlangt und Syruptöpfchen gefüllt. Es war ein heilloser Wirrwar, den nur der Arzt belachte und der Kaufmann benutzte. Er zog, indem ihn niemand beobachtete, die eben erst aufgetragene Schüssel still an sich, fischte die Pfaffenbißchen heraus, und verschlang sie mit Hast.

Als die schwarze Suppe völlig aufgeleckt und aufgetrocknet war, nahm der Bürgermeister eine strenge Richtermiene an, und sprach das Urtheil: „Die ungezogenen Hunde haben sich unserer Tischgesellschaft unwürdig gemacht. Wir schließen sie hiemit davon aus. Von Rechts wegen.“

„Vortrefflich gesprochen, weiser Richter!“ sagte der Arzt.

Einige fragten: wo die ausgestoßenen Sünder nun verpflegt werden sollten.

„Sie mögen sich zu dem Gesinde halten;“ antwor-

tete die Bürgermeisterin. „Wir Frauen haben beschlossen, unsern Leuten von morgen an Kostgeld zu geben, damit sie auch unter einander eine Tischgesellschaft errichten können. Da mögen sie denn die Hunde mitnehmen und zusehen, wie sie mit der Teufelsbrut zurecht kommen.“

„Der Knüttel muß bei dem Hunde liegen!“ sagte der Doktor. „Es ist eine Schande, wenn ein Mensch eine solche Bestie verzärtelt und zu seinem Götzen macht.“

Der Stadtrichter knirschte mit den Zähnen, ließ jedoch seinen Verdruß nicht weiter aus, um sich nicht durch ein Gezänk die gute Mahlzeit zu verderben. Sie endete fröhlicher, als sie begonnen hatte. Nach Tische blieb man wieder, wie des vorigen Tages, bis zum Ständchen des Nachtwächters beisammen.

8.

Der kleine Julius Cäsar.

Der nächste Tag machte sich durch die erste und — letzte spartanische Mahlzeit der Kinder merkwürdig. Die liebe Jugend in Frauenfeld stand weit und breit in keinem löblichen Rufe. Begab sich's in einem Umkreise von zehn Meilen, daß irgend ein Knabe oder ein

Mädchen einen schlimmen Streich machte, so sagten die Aeltern: „Schäme dich, du bist ja so unartig, als wärst du in Frauenfeld erzogen!“ Aber die lieben Aeltern in Frauenfeld waren selbst daran Schuld. Als die Frau Bürgermeisterin ihre Hofstelle niedergelegt hatte und an dem Orte ihrer ehelichen Bestimmung ankam, brachte sie den horchenden und staunenden Kleinstädtern mancherlei Wundermähren aus der Hauptstadt mit, und erzählte unter andern: daß man dort die Kinder musterhaft erziehe, und ein Knäblein von zehn Jahren klüger sey, als in kleinen Städten ein Graubart. „Aber wie fängt man das an?“ fuhr sie fort. „Man verbietet der Jugend nichts, durchaus nichts; man läßt ihr volle Freiheit, in die Welt hinein zu schwärmen, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn auch der Tadel, den sie für nöthig findet, die Verfassung des Staats oder Vater und Mutter treffen sollte.“

Die altfränkischen Kleinstädter schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und sprachen einstimmig den Wunsch aus: daß doch der Himmel die gute Stadt Frauenfeld vor solchen frechen, gottlosen Rangen bewahren möge. Aber die Lobrednerin der Residenz behauptete standhaft: nur Knaben dieser Art, deren Muth

nicht gebrochen sey, würden dereinst tüchtige Männer und kräftige Stützen des Vaterlandes. Darum erzog sie denn auch in der Folge ihr Söhnlein, die einzige Frucht ihrer Ehe, ganz nach der Weise der Hauptstadt, und es ward ein Schatzkästlein aller Unarten. Die übrigen Häupter des Städtleins bekehrten sich ebenfalls nach und nach, und folgten dem Beispiele der klugen Hofdame. So kam Frauenfeld in einem Zeitraume von zehn bis zwölf Jahren in den bösen Leumund, daß es ein Nest voll kleiner Teufelchen sey.

Gustav Schranz, der Sohn des Bürgermeisters, ein wacker aufgeschoßner Bursch von dreizehn Jahren, war der Beelzebub derselben. Die zu den spartanischen Mahlzeiten verbundenen Familien hatten zwar zum Theil noch ältere Kinder; sie waren aber abwesend. Gustav war also Häuptling der Jugend, die sich in Frauenfelds zweitem Gasthofe, die schwarze Eule genannt, zu einer spartanischen Tischgesellschaft, unter Aufsicht einer Magd, versammeln sollte. Es kam nur darauf an, ob er sich zu dieser Einrichtung bequemen oder darauf bestehen würde, mit seinen Spießgesellen in Gesellschaft der alten Spartaner zu speisen. Wie aber Julius Cäsar einmals bei dem Anblick eines elenden Dorfes erklärte, daß er lieber hier der Erste als in Rom der

Zweite seyn wolle: so wählte auch Gustav, als ihn seine Mutter befragte, die schwarze Eule, um darin die Oberherrschaft zu führen, die man ihm doch im Elephanten etwas streitig gemacht haben würde. Wenigstens hätte ihm der tapfere Kriegsmann die Spitze geboten.

Zur Aufseherin der Kindertafel ward die Köchin dieses Helden erkoren, weil man ihr mehr, als irgend einem andern weiblichen Wesen in Frauenfeld, die Kraft zutraute, eine wilde Heerde in Zucht und Ordnung zu halten. Sie war eine große, starke, männlich gebildete Jungfrau von einigen dreißig Jahren, und hatte den letzten Feldzug gegen Frankreich als Husar mitgemacht. Darum gab ihr Doktor Finkler den Namen Bellona, und diese Vergötterung ward der Stadt so geläufig, daß man den Küchen-Husaren gar nicht anders nennen hörte.

9.

Der Aufruhr.

Das junge Völkchen, das Bellona beobachten und nöthigen Falls zügeln und meistern sollte, war fünfzehn Köpfe stark. Anfangs speiseten die kleinen Herrschaften ziemlich ruhig und anständig. Als ihnen aber einige

Gläser Bier auf den Tisch gestellt wurden, murrte Gustav: „Bekommen wir keinen bessern Trank? — Unsere Aeltern sitzen schon drei Tage bei der Weinflasche, und was ihnen schmeckt, das gebührt auch uns. Das wird Sie einsehen, Jungfer Bellona! Geh Sie denn hinunter zum Wirth, und hole Sie uns einige Flaschen des besten Weines!“

Bellona weigerte sich, mit der Erklärung, daß sie von den werthen Aeltern keinen Auftrag dazu habe. Der schlaue Gustav zuckte mit den Achseln, als ob er sich darein ergebe, setzte sein Bierglas an den Mund, that einen Schluck und sagte: „Das Bier ist besser, als ich dachte; es schmeckt wirklich gut.“

Da sich der Wildfang so artig bezeigte und dem Weine zu entsagen schien, ging Bellona, die den Tisch immer umwandelt hatte und müde geworden war, in ein anstoßendes Cabinet, und setzte sich nieder. Gustav winkte seinen Tischgesellen, keinen Lärm zu machen; er wollte die Wächterin einschläfern. Nach zehen Minuten hatte sich die Heldin auch wirklich vom Schlafe besiegen lassen. Der Bube drückte jetzt die offen gelassene Thür leise zu, verschloß sie, lief zum Wirth und foderte Wein.

Der Wirth nahm einigen Anstand, weil ihm kein

Befehl zugekommen war, seine jungen Gäste damit zu bewirthen. „Sie kennen mich wohl nicht?" sagte Gustav. „Ich bin der Sohn des regierenden Bürgermeisters, und werde die Sache verantworten." Da konnte der Eulenwirth, der seiner Obrigkeit sehr unterwürfig war, nicht länger widerstehen und lieferte die verlangten drei Flaschen.

Gustav hätte mehr gefodert, wenn es seine Absicht gewesen wäre, die ganze Gesellschaft mitzechen zu lassen. Aber nur fünf Knaben, die beinahe seines Alters waren, lud er dazu ein. Anfangs tranken sie still und ehrbar; als ihnen aber der Rebengeist zu Kopfe stieg, jauchzten sie laut, sangen Trinklieder und stießen mit den Gläsern zusammen. Darüber erwachte Bellona, donnerte mit der Faust an die Thür und rief: „Aufgemacht!" Niemand gehorchte. Da griff sie zu dem Hauptschlüssel, dessen sich rohe Kriegsknechte bisweilen im Lande des Feindes bedienen: sie sprengte die Thür mit den Füßen, und schoß wie eine Furie ins Trinkgemach. „Jungfer Bellona soll leben!" riefen die Zecher, und ließen anstoßend die Gläser tönen. Sie bedankte sich aber mit so schnöden Worten, daß Gustav in Zorn gerieth, und ihr einen Porzellanteller an den Kopf warf. Husarenschnell überrumpelte sie den

Trinktisch, riß eine noch volle Weinflasche hinweg, und eilte damit nach der Thür. Aus sechs Händen flogen ihr Teller nach, die an ihrem breiten Rücken zerkrachten. Das nicht achtend, setzte sie ihren Weg fort, übergab die gemachte Beute dem Wirthe, wusch ihm zugleich den Kopf, kam mit kräftigen Reiterflüchen zurück, zog das Söhnlein ihrer Herrschaft aus dem wilden Getümmel, und rannte mit ihm davon.

Sie flog nach dem Elephanten, riß die Thür des gemeinsamen Speisezimmers auf und schrie: „Hülfe! Hülfe! Kommen Sie Alle zu Hülfe! In der schwarzen Eule ist eine Rebellion!“

Dieses furchtbare Wort donnerte dem eben erst eingeschlummerten Bürgermeister in die Ohren. Er taumelte schlaftrunken auf, lief wie besessen umher und rief: „Gott steh' uns bei! — Laßt die Sturmglocke läuten — führt die Feuerspritzen auf den Markt — sendet reitende Boten nach den nächsten Garnisonstädten, daß sie uns Truppen und Kanonen schicken —“

„Aengste dich nicht, mein Schatz!“ sagte die Bürgermeisterin, die schon den Vorfall errieth. „Die Sache ist ein Kinderspiel. Du kannst dein Mittagsschläfchen ruhig fortsetzen.“ Damit schob sie ihn wieder

in seinen Stuhl, und er drückte sogleich, ohne weitere Frage nach der Rebellion, die Augen zu.

Bellona ward nun in einem andern Zimmer leise verhört, und die Bürgermeisterin begab sich, von dem Lieutenant begleitet, in die schwarze Eule, um den Aufruhr zu dämpfen.

10.

Das Donnerwetter.

Dort sah es wild aus. Tische und Stühle waren umgestürzt, Scherben zerbrochener Geschirre bedeckten den Fußboden, und dazwischen lagen die Zecher Paar und Paar und rauften sich die Haare.

„Blitz und Donner euch auf den Kopf!" brüllte der Lieutenant, indem er die Thür mit Gewalt aufriß. Die Buben sprangen erschrocken auf, konnten jedoch vor Trunkenheit kaum stehen; denn Gustav hatte nicht nur die ihm entführte volle Flasche vom Wirthe wieder erhalten, sondern noch eine dazu. Der Lieutenant rief den einfältigen Mann herbei und fuhr ihn an: „Warum gaben Sie den Knaben Wein? Das war dumm! und Sie mögen nun den daraus entstandenen Schaden als Strafe betrachten."

„Bester Herr Lieutenant!" ächzte der Wirth: „wie kann ein so guter und treuer Unterthan, als ich, dem werthen Sohne des regierenden Herrn Bürgermeisters etwas versagen? Das ist ja platterdings unmöglich!"

Die Bürgermeisterin, durch diese Unterthänigkeit bestochen, sagte: „Nun ja, Sie haben gewisser Maßen nicht Unrecht, lieber Mann! Aber freilich — doch was hilft's, daß wir über geschehene Dinge viel Worte verlieren? Reichen Sie morgen die Berechnung Ihres hier verwüsteten Eigenthums bei mir ein. Wählen Sie aber eine Stunde, in welcher sich mein Mann auf dem Rathhause befindet; denn vor ihm muß ich das Unheil vertuschen."

Der demüthige Eulenwirth bückte sich tief, und küßte ihr dankbar die Hand. Der Lieutenant warf ihm aber noch einige harte Worte zu, und betheuerte mit einem Fluche, daß ihm unverdiente Gnade widerfahre.

Er wandte sich dann zu den benebelten Knaben, und hielt ihnen eine so scharfe Gesetzpredigt, daß sie ganz nüchtern dabei wurden und mit niedergeschlagenen Augen nach Hause gingen.

Im Elephanten ward nachher beschlossen, sie nicht wieder an einer spartanischen Tafel zu versammeln, sondern die für sie im Gasthofe zubereiteten Speisen

in einzelnen Abtheilungen nach Hause zu holen, und dort jedes Kind allein oder nur in Gesellschaft seiner Geschwister essen zu lassen.

Den Gemeintisch der Dienerschaft zerstörten ebenfalls gleich bei dem ersten Versuche allerhand Gemeinheiten, die keines Federzuges werth sind.

11.

Der magere Sonnabend.

Aber die Tafel der Alten dauerte ohne Unterbrechung fort, ob sich gleich viele Ungemächlichkeiten hervor thaten, und die ganze Stadt zum Theil darüber lachte, zum Theil höchst unzufrieden damit war. Die Syrupkäufer versicherten: die Kaufmannsfrau gebe jetzt weniger für's Geld als sonst: die Briefschreiber klagten: daß im Elephanten gleich zehn Frauenhände nach dem Briefe griffen, den man dem Briefsammler übergeben wolle; wer einen Prozeß hatte, beschwerte sich: daß er seinen Rechtshandel dem Sachwalter vor zwanzig Ohren vortragen müsse; und den Arzt holte man nicht gern aus dem Elephanten, weil man besorgte, daß er sich dort einen Haarbeutel getrunken habe und den Kranken übel berathen werde. Dennoch setzten die

Frauen, die sich in ihrem Erdenhimmel ohne Küchensorgen trefflich befanden, ihren Kopf darauf, die lustige Gesellschaftstafel von jenen Geschwätzen nicht umstürzen zu lassen. Als sie aber vom Sonntage bis zum Freitage immerfort, wie auf einer Hochzeit, geschmauset hatten, beschlossen sie in einer geheimen Versammlung, der bisherigen Schwelgerei nun Schranken zu setzen, und ihren Männern den Brotkorb höher zu hängen.

Indem sie sich darüber in einem abgelegenen Zimmer besprachen, sagte der Lieutenant: „Unsere Weiblein halten einen Rath. Sie wollen uns vermuthlich noch stattlicher, als bisher, bewirthen.“

„Das wäre doch Ueberfluß!“ erklärte der Bürgermeister. „Wir können mit der jetzigen Beköstigung zufrieden seyn.“

„Nun ja, allenfalls!“ sagte der Dicke. „Doch besser wäre besser.“

„Man lasse den Frauen ihren Willen!“ sprach der Arzt. „Sie sind Schwämme, die sich selbst ausdrücken.“

Die Uebrigen stimmten ihm bei. Keiner bezeigte Lust, sich künftig spärlicher auftischen zu lassen.

Was machten sie daher für Augen, als ihnen am folgenden Tage, anstatt der bisherigen leckerhaften vier

Schüsseln, nur eine einzige, die Bratwürste mit grünem Kohl enthielt, aufgetragen wurde! Diese gemeine Kost begleitete Bier; kein Weinglas ließ sich erblicken.

Leises Murren lief an der Tafel auf und ab. Die Bürgermeisterin ging aber dem von fern her rollenden Gewitter sogleich mit einem Ableiter entgegen. „Heute ist Sonnabend, meine Herren! Da speiset man gewöhnlich etwas knapper als an andern Tagen. Nehmen Sie also mit diesen Würstchen gütigst fürlieb. Dem morgenden Sonntage soll um so mehr sein Recht geschehen."

So warf sie den Männern ein Schloß an den Mund. Sie mußten aus Höflichkeit schweigen, weil sie sich noch als kostenfreie Gäste betrachteten. Den innerlichen Aerger konnten sie jedoch nicht überwinden; und da überdieß der belebende Wein fehlte, ging man zeitig aus einander.

12.

Der Postzug.

Der Sonntag ward mit vier feinen Speisen und Wein gefeiert. Man lebte bis in die Nacht herrlich und in Freuden. Die kahlen Bratwürste waren vergessen.

Der Montag brachte abermals eine Schüssel gewöhnliche Hauskost. Das Gericht war jedoch in Frauenfeld beliebt, und ward auch von dem spartanischen Vereine mit Vergnügen genossen. Dennoch sahen sich die Männer nach mehrern Schüsseln und besonders nach Wein um. Indem sie aber nach der Thür schielten, sagte die Bürgermeisterin: „Ist's gefällig, die Tafel aufzuheben?"

„Du spaßest wohl?" sprach ihr Mann. „Heute ist ja nicht Sonnabend, und wir bekamen erst eine einzige Schüssel und kein Tröpfchen Wein."

„Ganz recht!" antwortete sie. „Wollten wir immer mit einem Postzuge von vier Schüsseln fahren, so ginge der Weg bald zum Thore hinaus. Das wird dir und den übrigen Herren wohl einleuchten."

„Aber, zum Teufel!" rief der Lieutenant: „soll man denn einen Tag wie den andern seinen bequemen Hauskittel ablegen und in Parade nach dem Gasthofe marschiren, um eine Bratwurst zu essen?"

„Das ist der Mühe nicht werth!" fiel der Accis-Einnehmer ein. „Bratwurst und Bier schmeckt im Schlafrock am besten."

„Und eine Pfeife guter Landtaback!" setzte der Advokat hinzu. „Da wird nicht die Nase darüber ge-

rümpft oder einem alten Jurispracticus zugemuthet, Blumenblätter zu rauchen.“

„Zu Hause spottet auch niemand über meine ehrliche Nachtmütze;“ sagte Jamund.

„Und ich kann meinen Pudel füttern, wie mir's beliebt;“ brummte der Stadtrichter.

„Mir will es,“ sagte der Briefsammler, „das landesherrliche Post-Interesse beinahe nicht mehr gestatten, daß ich das Felleisen hier packe. Man hatte in voriger Nacht ein Pasquill an meine Hausthür geheftet und drohte darin, daß aus Frauenfeld kein Brief mehr abgehen werde, so lange ich mein Amt im Gasthofe und in der Mitte neugieriger Weiber verwalte.“

„Ein solches Liedchen kann ich auch singen;“ sprach der Accis-Einnehmer. „Da war vor einigen Tagen in einem gewissen Hause ein westphälischer Schinken angelangt, woran man sich vier Wochen zu laben dachte, aber gleich den nächsten Abend finden sich so viel ungebetene Gäste ein, daß sie binnen einer Stunde damit fertig werden. Am Morgen nachher warf man mir vor: das sey meine Schuld, weil die Acciszettel in Gegenwart plauderhafter Menschen gelös't werden müßten, und daher jeder angekommene gute Bissen sogleich der ganzen hungrigen Stadt bekannt werde.“

„Alles Larifari!" riefen die beleidigten Frauen.

„Was mich betrifft," sagte der Kaufmann, „ich plaudre nichts aus; denn unnützes Geschwätz ist nicht meine Sache; man kann den Mund besser brauchen. Ich bleib' auch gern zu Hause, wenn ich nicht auswärts eine recht gute und besonders reichliche Mahlzeit zu finden weiß. Jeder Schritt wird mir sauer, und der Verlust meiner häuslichen Bequemlichkeit steht mit dem Gewinn einer Bratwurst in keiner richtigen Bilanz."

„Hocken Sie nur immer in Ihrem Großvaterstuhle!" sprach der Arzt. „Da wird Klapperbein den dicken Freund bald erhaschen. — Nach einer trocknen Bratwurst geh' ich übrigens auch nicht gern weit. In diesem Punkte bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden."

13.

Der Einspänner.

Jetzt nahmen die Frauen lebhaft das Wort, und eine nach der andern bemühte sich, die schon oft gepriesenen Vortheile der spartanischen Mahlzeiten in ein neues, blendendes Licht zu stellen. Aber den Postzug von vier Schüsseln, den die Herren täglich angespannt

sehen wollten, konnte keine versprechen. Alle gestanden: es müsse bei dem Einspänner bleiben.

„Damit wollen wir denn zum eigenen Heerde zurück fahren," sagte der Bürgermeister, und wild sprangen alle Männer, mit Ausnahme des Dicken, von den Stühlen auf. Einige griffen schnell nach ihren Hüten, und wollten mit einem flüchtigen Abschiedsworte davon eilen.

„Verziehen Sie einen Augenblick, meine Herren!" sagte der Elephantenwirth, der eben, mit einem Blatte Papier in der Hand, ins Zimmer trat.

„Was wollen Sie?" sagte der Bürgermeister verdrießlich. „Hier werden keine Geschäfte mehr gemacht."

„Mit gütiger Ausnahme des meinigen!" antwortete der Wirth. „Es ist mir nämlich zu Ohren gekommen, daß Dero löbliche spartanische Tischgesellschaft, die ich zu bedienen die Ehre hatte, sich auflösen will. Darum bin ich so frei, um gefällige Berichtigung der aufgelaufenen Zehrkosten gehorsamst zu bitten."

„Die haben Sie von unsern Frauen zu fodern;" sagte der Bürgermeister.

„Das wäre was Neues!" rief seine Gattin. „Der Mann ernährt die Frau; das versteht sich am Rande.

Die Herren werden also geruhen, ihre Antheile für sich und uns zu bezahlen."

Da erhoben die Männer ein allgemeines Geschrei, und verwünschten jeden Bissen, den sie, von Frauenlist hintergangen, im Gasthofe genossen hatten. Nur der Doctor saß in einem Winkel und lachte weidlich.

Der Bürgermeister nahm endlich dem Wirthe die Rechnung aus der Hand und las laut: „Für siebentägige Bewirthung mit vier Schüsseln, Wein und Kaffee, und zweitägige Speisung mit Hausmannkost, zahlet jedes hochverehrte Ehepaar fünfzehn Reichsthaler. Herr Bleimann aber, der täglich drei für ihn bestellte Portionen mit eigenem Munde genossen, hat zehn Thaler mehr zu entrichten."

„Mich rührt der Schlag!" rief der Dicke; aber niemand hörte darauf. Die Uebrigen zankten heftig mit ihren Frauen, stampften mit den Füßen, schlugen auf den Tisch, und machten mit noch andern dergleichen Unarten ein solches Getöse, daß die Nachbarn unter den Fenstern zusammen liefen.

14.

Stürmisches Ende.

Lachend zahlte der Arzt seine Zeche. „Ich merkte lange,“ sprach er, „was das Ende vom Liede seyn würde; aber ich schwieg, um die lustige Eulenspiegelei ihren ruhigen Gang gehen zu lassen. Beim Lichte besehen, hab' ich auch keinen Schaden davon; denn die Herren Spartaner ärgern sich alle so hübsch, daß sie mir bald in die Hände fallen werden.“

Die Schuldner ließen sich nun in lächerliche Verhandlungen mit ihrem Gläubiger ein. Einige munkelten von doppelter Kreide, und wollten abdingen; andere betheuerten: sie könnten nicht auf Einem Brete bezahlen, sondern nur theilweise, von Monat zu Monat. „Ihr seyd gar nichts schuldig,“ schrie der Advokat dazwischen. „Die römischen und deutschen Rechte sprechen von aller Verbindlichkeit los, wenn List und Trug im Spiele waren. Meine Frau muß bezahlen! Darum will ich ihr sogleich ihr seidenes Fähnchen und ihren von mir erpreßten italienischen Strohhut abpfänden und den Plunder öffentlich versteigern lassen.“

Das gesagt, lief er mit flammendem Gesichte fort, durchbrach die Versammlung des Volks vor dem Hause,

eilte mit Riesenschritten über den Markt, und seine Frau keuchte schluchzend hinter ihm her, um ihn von der gedrohten Pfändung abzuhalten. Bald erschienen auch die übrigen Spartaner auf der Gasse, und belustigten mit mancherlei wilden Worten und Geberden das lachende Volk. Einige Frauen wollten mit ihren Männern, um sie zu besänftigen, Arm in Arm gehen, wie sie bisher traulich zur spartanischen Tafel gewandelt waren, aber die zürnenden Unholde schleuderten die schmeichelnden Weiblein mit solcher Gewalt von sich, daß sie beinahe zur Erde fielen. Zuletzt ward Herr Bleimann, dem das verschwelgte Viertelhundert Reichsthaler dermaßen in die Glieder geschlagen war, daß er keinen Schritt gehen konnte, von vier starken Männern in seinem Großvaterstuhle nach Hause getragen.

Ein so trauriges Ende nahmen die spartanischen Mahlzeiten in Frauenfeld, und die armen Weiblein, die das Feuer auf ihren Heerden ganz vertilgen wollten, müssen nun mehr als jemals kochen und braten, um die im Gasthofe verwöhnten Gaumen ihrer brummenden Gatten zu befriedigen. So sind sie durch ihre eigene Schuld aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Nachwort.

Es wird vielleicht manchen ernsthaften Mann bedünken, daß vorstehende scherzhafte Erzählung keine nützliche Lehre für die Jugend enthalte. Das Gegentheil mögen folgende Fingerzeige beweisen.

Aristodemus, der den ganzen Unfug veranlaßte, ist ohne Zweifel ein guter, wohlgesinnter Mann. Er gehört aber zu der Klasse von Leuten, die sich sehr klug dünken, ihre Weisheit überall auskramen, und dadurch lästig, bisweilen sogar lächerlich werden. Das begegnete ihm in dem allgemeinen Anzeiger durch seine Empfehlung der spartanischen Mahlzeiten. Hätte er, bevor er zur Feder griff, die Sache gehörig überlegt, so wäre ihm klar geworden, daß dergleichen Tischvereine unsern Zeiten und Sitten durchaus nicht angemessen sind, und allenhalben, wo man sie einführen wollte, mancherlei lustiges Ungemach anrichten müßten. Der ehrliche Aristodemus war also ein voreiliger Rathgeber, der zum Glück nur einigen Kleinstädterinnen die Köpfe verdrehte, ohne daß ein bedeutender Nachtheil daraus entstand. Unbesonnene Rathschläge stiften aber oft großes Unheil, wenn ihnen in wichtigern Ange-

legenheiten des Lebens blindlings gefolgt wird. Darum dränge man sich nicht zum Rathgeben in Dingen, die man nicht aus dem Grunde versteht. Wird man aber in einem Fache, das man vollkommen kennt, zu Rathe gezogen, so ertheile man ihn mit Redlichkeit und Vorsicht, damit man weder Schaden veranlasse, noch sich lächerlich mache. —

Lernt ein junger Leser nur so viel aus jener Erzählung, so war sie schon dadurch nicht nutzlos für ihn. Aber sie enthält der guten Lehren noch mehr.

Die hochgebietende Frau Bürgermeisterin, die das Rad der Begebenheiten drehte, war keine löbliche Hausfrau, weil ihr die Sorgen und Mühen der Wirthschaft ein Gräuel waren. Andere verständige Frauen erkennen das Hauswesen für den ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, besorgen es freudig und thätig, und sichern damit dem Erwerb des Gatten einen sparsamen und nützlichen Gebrauch. Aber die Frau Bürgermeisterin haßte das Sprichwort: „Wer das Feuer genießen will, muß auch den Rauch vertragen können." Das Feuer des Gasthofes sollte ihre Speisen bereiten, und sie vor dem Rauch der eigenen Küche bewahren. Daß ein bedeutender Aufwand, tägliche Störung der männlichen Berufsgeschäfte und überhaupt

ein heilloser Wirrwarr daraus entstehen müßten, bedachte sie nicht, sondern verleitete getrost auch andere Frauen, den unweisen Einfall des Herrn Aristodemus mit ihr ins Werk zu setzen. Wäre das tolle Unternehmen nicht sogleich wieder gescheitert, so hätten wahrscheinlich alle dazu verbundene Familien nach einiger Zeit gar keines Küchenfeuers mehr bedurft, sondern ihre zerrütteten Umstände hätten sie gezwungen, mit Salz und Brot fürlieb zu nehmen.

Auch als Erzieherin war Madame Schranz keinesweges zu loben. Ihr Grundsatz: daß die Jugend volle Freiheit haben müsse, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, ist nicht zu empfehlen. Er bildet naseweise Klüglinge; ein unerträgliches und allgemein verhaßtes Geschlecht! — Bürger's Blümchen Wunderhold — die Bescheidenheit — ist der Jugend lieblichster Schmuck.

Die Gatten unserer küchenscheuen Frauen sind meistens ehrsame Spießbürger, an denen weder viel zu loben noch zu tadeln ist. Nur der Stadtrichter Mohr verdient, wegen seiner übertriebenen Hundeliebe, ein Warnungstäflein vor die Brust zu bekommen. Der Hund ist in der Regel ein freches, überlästiges Thier. Seinem Herrn ist er zwar unterwürfig, treu und er-

geben; aber mit andern Menschen lebt er, wenn er schlecht erzogen ward, beständig im Kriege. Auf Straßen und in Häusern wird man von beißigen Kötern angefallen. Welches andere Hausthier wüthet so gegen den Menschen? „Er thut nichts;" sagt bisweilen der leutselige Herr des bellend anstürzenden Ungethüms, verweiset aber seinen Liebling mit keinem Worte zur Ruhe, wenn er auch Straßen lang seine Verfolgung fortsetzt. Kinder erschrecken oft so heftig darüber, daß sie erkranken.

Wer seinen zänkischen Hund frei umher laufen und Unbilden verüben läßt, ist ein Selbstling, ein Menschenfeind, den die Obrigkeit strafend anhalten sollte, seine Mitbürger höher als seinen Hund zu achten.

Mit Einem Worte: es gibt der Hunde zu viel! Lob und Dank daher jedem Staate, der sie — die wenigen unentbehrlichen ausgenommen — mit einer Steuer belegt, und deren Ertrag den Armen zuwendet, die oft gern genießen möchten, was der ekle, an Leckerbissen gewöhnte Hund des Reichen verschmäht.

Es ist zu erwarten, daß gegenwärtige Antastung der geliebten Thierchen hier und da Mißfallen erregen wird. Immerhin! Wahrheit und Menschenliebe führten die Feder. —

Genug über jene komische Erzählung! Der mögliche Einwurf, daß nichts Ersprießliches daraus zu lernen sey, ward durch obige Fingerzeige sattsam widerlegt. Andere noch darin enthaltene sittliche Winke wird der denkende Leser von selbst bemerken.

X.

Lebensrettung ohne Dank.

Der Saal war mit Blumen geschmückt; hundert Wachskerzen brannten auf silbernen Armleuchtern und kristallnen Kronen. Vettern, Basen und andere Gäste traten feierlich herein, verbeugten sich vor der bräutlich geschmückten Mathilde, und wünschten Glück.

Mit niedergeschlagenen Augen dankte sie der geschwätzigen Schaar, und konnte sich kaum der Thränen enthalten; denn schrecklich war ihr der Tag der Verlobung. Sie sollte sich von einem Geliebten trennen, und sich mit einem gehaßten und hassenswerthen Menschen auf ewig verbinden.

Ihr Vater, ein reicher Tuchhändler, hatte drei Jahre zuvor einen armen Jüngling, Namens Hermann, zu seinem Gehülfen angenommen, und hielt ihn, weil

er fleißig und ehrlich war, wie seinen Sohn. Hermann und Mathilde sahen sich oft, und fühlten bald die zärtlichste Liebe gegen einander. Aber sie sprachen den Namen dieses Gefühls nie aus, und Herr Berthold, Mathildens Vater, beschäftigte sich so eifrig mit seinem Handel, daß er die unwillkürlichen Zeichen ihrer stillen Zuneigung, die ihnen bisweilen entschlüpften, nicht bemerkte.

So waren zwei Jahre vergangen, als ein Krieg ausbrach und feindliche Heerschaaren das Land überströmten. Es waren unbescheidene Gäste, die sich in den Städten und Dörfern der eroberten Provinzen gewaltsame Plünderungen erlaubten. Als Berthold das hörte, ward ihm bange, sie möchten sich in einer ansehnlichen Mittelstadt, wo er ein bedeutendes Tuchlager besaß, nicht höflicher betragen. Er sandte deßhalb seinen treuen Hermann schnell mit dem Auftrage dahin, den ganzen Vorrath seines dortigen Eigenthums aufpacken und nach der Hauptstadt bringen zu lassen.

Indem aber Hermann jene Stadt erreicht hatte und durch's nächste Thor hinein fuhr, rückten auch schon die Feinde durch ein anderes ein. Dennoch hielt er es noch für möglich, das Tuchlager zu retten, weil

sich das Vorrathshaus in einer abgelegenen Gegend befand, die von dem Thore, durch welches die Feinde einzogen, weit entfent war. Es gelang seiner raschen Thätigkeit, die nöthigen Wagen und Gehülfen geschwind aufzutreiben. Doch in dem Augenblicke, als er das Magazin öffnen wollte, stürzte ein Schwarm bewaffnetes, mit vielfarbigen Lumpen bedecktes Gesindel auf ihn los und foderte die Schlüssel von ihm. Er sah sogleich, daß er keine wirklichen Soldaten vor sich hatte, und schlug ihr Begehren rund ab. Sie wiederholten es mit wildem Geschrei und mit gezogenen Säbeln. Er zog auch; es entstand ein Gefecht, und er bekam einen Hieb ins Gesicht. Dennoch wich er nicht, sondern fuhr mit kräftig geschwungener Klinge fort, die Pforte des Tuchlagers zu vertheidigen.

„Ruhe dort!" rief eine Donnerstimme. Ein Officier sprengte herbei, und die Räuber machten sich über Hals und Kopf aus dem Staube.

„Was gab's hier?" fragte Jener. Hermann erzählte und bat um Schutz.

„Den kann ich nicht versprechen;" antwortete der Officier. „Jene Marodeurs flohen zwar vor mir; aber gegen die regelmäßigen Truppen ist unser Oberfeldherr sehr nachsichtig, und sie pochen bisweilen darauf."

„So lass' ich mich hier niederhauen;" sagte Hermann.

Der Officier stellte ihm sanftmüthig vor: daß sein tollkühner Kampf gegen hundertfache Uebermacht fruchtlos seyn würde, und sein Herr das Opfer seines Lebens von ihm nicht verlangen könne.

„Dieses Opfer verlangt mein Herz;" erwiederte Hermann, weil er sah, daß er keinen rohen, gefühllosen Mann vor sich hatte. „Ich liebe die Tochter meines Herrn, und er wird sie mir nicht versagen, wenn ich sein Eigenthum rette. Komm' ich aber mit leerer Hand zurück, so williget er nimmer in unsere Verbindung, und dann hat das Leben keinen Werth mehr für mich."

Der Kriegsmann ward gerührt. Als Befehlshaber des eingerückten Regiments konnte er, wenn er künftige Mißbilligung wagen wollte, den erbetenen Schutz gewähren. Er entschloß sich dazu, jagte zum Regimente zurück, sandte schnell eine Schutzwache, und Hermann brachte das ganze Tuchlager ohne Verlust in Bertholds Hände.

Freudig umarmte ihn der Kaufmann und sagte: „Sie haben mir, mein junger Freund, einen wichtigen Dienst

gethan. Sagen Sie frei, welche Belohnung Sie wünschen."

Da wagte Hermann das Bekenntniß, daß er Mathilden liebe, und bat mit zagender Stimme, ihre künftige Verbindung zu genehmigen.

„Sind Sie von Sinnen?" fuhr Berthold auf, und trat mit flammenden Augen einige Schritte zurück. „Wie können Sie von einem Manne meines Ansehens und Vermögens erwarten, daß er seine einzige Tochter an einen armen Handlungsdiener verschleudern wird? — Diesen Schwindelgedanken geben Sie auf! Da Sie mir aber durch glückliche Rettung meines Tuchlagers einen guten Dienst erwiesen haben, so schenke ich Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mein Haus noch heute verlassen, diese hundert Stück Louisd'or."

„Mein Leben war für Gold nicht feil;" sagte Hermann, schob die Geldrolle zurück, und stürzte voll Verzweiflung fort.

Mathilde, die jetzt ihr achtzehntes Jahr angetreten hatte, ward von Freiern umlagert. Sie lehnte verschiedene Anträge ab, und der Vater, dem sie selbst nicht gefielen, ließ es geschehen. Endlich aber erschien

ein Mann nach seinem Herzen. Das war Herr Diethard, ein junger, abgeschmackter Laffe, für den sein Vater ein großes Vermögen zusammengegeizt hatte. Auch diesen Bewerber wollte Mathilde zurück weisen; allein ihr Vater bestand mit Heftigkeit darauf, daß sie den reichen Taugenichts dulden und sich mit ihm verloben mußte.

Nach Endigung dieses Festes, mit welchem unsere Erzählung begann, ging Berthold vergnügt zu Bette. Am Morgen fand man ihn starr und todt.

Mathilde fiel in Ohnmacht. Der Bräutigam, den man sogleich herbei rief, stellte sich Anfangs, als hätten Schrecken und Schmerz seinen Verstand angegriffen. Er fiel sich mit beiden Händen in die Haare, und stieß den Kopf gegen die Wand. Bald aber legte sich der Sturm, und der jammernde Heuchler ward ein gemeiner, habsüchtiger Mensch. Er bemächtigte sich der Schlüssel zu dem eisernen Geldkasten, untersuchte die vorhandenen Schätze, und setzte sich sogar schon vorläufig in den Besitz einiger kostbaren Ringe, die ihm besonders gefielen.

Bei dem Begräbnisse folgte er, als Mathildens Verlobter, der Leiche zunächst, und gab sich das Ansehen, als ob er hinter dem vorgehaltenen Tuche bitter-

lich weine. Der Sarg ward von ehrsamen Bürgern getragen. Der Weg führte über einen Platz, wo zwei Gassen in gleicher Richtung nach dem Kirchhofe führten. Hier fragten die Träger einander: „Wenden wir uns rechts oder links?" Da rief schauerlich die wohlbekannte Stimme des Todten: „Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging!" — Ein ungeheures Schrecken ergriff Alle, die es hörten. Die Träger warfen den Sarg von den Schultern, und flohen über Hals und Kopf, sammt dem ganzen schwarzen Gefolge. Nur Diethard, der Held, wankte nicht. Doch in der nächsten Minute riß er er ebenfalls aus, weil er mit Entsetzen sah, daß sich der Todte im Sarge erhob, und mit großen Augen umher blickte.

Hermann, der sich in Trauerkleidung dem Zuge angeschlossen hatte, eilte herbei, um dem Manne beizustehen, der ihn ein halbes Jahr zuvor aus seinem Hause verstieß. Berthold sah ihn starr an und fragte, was mit ihm vorgegangen. Der Jüngling antwortete: man habe ihn für todt gehalten und begraben wollen; aber eine der seinigen ganz ähnliche Stimme habe durch den Ruf: Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging! die Leichenträger der-

maßen erschreckt, daß sie den Sarg auf die Straße geworfen.

„Ich war's — ich sprach die Worte der Rettung!" schrie Diethard, der aus einem nahen Hause, wo er auf der Lauer gestanden, eiligst hervor sprang. „Die dummen Teufel," fuhr er lachend fort, „glaubten, Sie selbst ließen sich aus dem Sarge vernehmen; ich aber war's, liebes Papachen! Ich kann die Stimmen aller meiner Bekannten täuschend nachahmen, und besonders hinter dem Thränentuche gelang mir's vortrefflich. So hatt' ich zufällig das Vergnügen, Ihre Erweckung vom Tode zu bewirken."

„Das macht Ihnen gewiß kein Vergnügen, mein Herr!" sagte Berthold bitter. „Meine Ringe an Ihren Fingern zeigen von voreiliger Habsucht, und es war hämisch, einem vermeinten Todten öffentlich vorzurücken, daß er bisweilen ein Glas Wein trank. So haben Sie sich selbst entlarvt; Sie sind meiner Achtung und meiner Tochter nicht werth, und ich verbiete Ihnen hiermit mein Haus."

Beschämt und stumm zog sich Diethard zurück. Tausend Neugierige, die der wunderbare Vorfall hergelockt hatte, starrten ihm nach.

„Du aber sollst mein Sohn seyn, edler Hermann!"

fuhr Berthold fort, und bestieg mit ihm einen herbei gerufenen Miethwagen.

Mathilde wich, wie vor einer Geistererscheinung, zurück, als ihr Vater, noch mit dem Leichengewande bekleidet und mit ihrem Geliebten Hand in Hand, ins Zimmer trat. Aber die ersten Worte der Ankommenden verwandelten Schrecken in Freude, und einige Wochen darauf feierten die Liebenden das Fest ihrer, nach einem hoffnungslosen Trauerjahre noch wunderbar gelungenen Verbindung.

XI.

Von einem Ritter und seiner Frau.

Ein deutscher Ritter gab ein Gastgebot, und es saßen viel fröhliche Leute an der Tafel. Zum Nachtisch ward unter andern Früchten ein Körbchen voll schöner Aepfel aufgetragen. Indem es von Hand zu Hand die Runde ging, sagte die junge Hausfrau: „Ein guter Apfel ist beinahe mein liebstes Obst. Dennoch kann ich es unserer Mutter Eva nicht verzeihen, daß sie von der verbotenen Frucht naschte, und dadurch allen ihren Nachkommen das Paradies zerstörte. Wahrlich, ich hätte klüger gehandelt!"

„Traue dir nicht zu viel, liebe Adelheid!" sagte der Ritter. „Es ist nun einmal die Erbsünde der Menschen, besonders der Frauen, nach Verbotenem zu streben. Du hättest gewiß eben so lüstern, als Eva,

in den gefährlichen Apfel gebissen. Ja, ich glaube, das ekelhafteste, widrigste Ding, dem du dich von selbst um keinen Preis nahen möchtest, würde dich unwiderstehlich anlocken, wenn ich es dir untersagte."

Adelheid lachte und sprach: „Versuche das! Ertappst du mich aber nicht auf verbotenen Wegen, so mußt du mir für den bösen Leumund, den du mir hier vor unsern Freunden machst, ein tüchtiges Strafgeld erlegen."

„Laß uns wetten!" erwiederte der Ritter. „Ich verbiete dir also, mit bloßen Füßen in den schwarzen Aentenpfuhl zu treten, der sich hinter unserer Burg befindet. Erlaubst du dir das, so zahlst du mir fünfzig Dukaten, und eben so viel empfängst du von mir, wenn du dich acht volle Tage dessen enthältst."

Adelheid ging die Wette mit Vergnügen ein. „Du bietest sie doch nur," sagte sie, „um mir mit guter Art ein feines Sümmchen in die Hände zu spielen."

Nach Tische nahm die ganze Gesellschaft den Aentenpfuhl in Augenschein. Jedermann fand das kleine schwarze Meer so abschreckend, daß man dem Ritter einstimmig prophezeite: er werde die Wette verlieren.

Adelheid umwandelte des nächsten Tages mehr-

mals den Sumpf, und tauchte ein Stäbchen hinein, um dessen Tiefe zu erforschen. Ich möchte nur wissen, sagte sie zu sich selbst, warum der Ritter gerade diesen Morast zum Gegenstande seiner Wette gewählt hat. Er muß seine besonderen Ursachen dazu gehabt haben. Ich bin eben nicht neugierig, doch erfahren möcht' ich sie gern. Es wär' auch in der That ein lustiger Spaß, den Sumpf heimlich zu beschreiten, und dennoch nach acht Tagen fünfzig Dukaten einzustreichen.

Dieser Gedanke ging mit ihr zu Bett, und sie verrieth ihn durch einige laute Worte, die sie im Schlafe sprach. Der Ritter, der das Selbstgespräch hörte, beschloß auszureiten, um sie sicher zu machen.

Bald nach Anbruch des Tages ließ er sein Roß satteln, weckte sie und sagte: „Der Morgen ist so schön; ich will unsere Freunde in der Nachbarschaft besuchen. Irgend einer ladet mich wohl zu Tisch; erwarte deßhalb meine Heimkehr erst am Abend, und leb' indessen wohl!"

Da der müßige Ritter auch bisweilen zu andern Zeiten früh ausflog, so fiel ihr das nicht auf, und sie freute sich der schönen Gelegenheit, den Spaziergang in den Aentenpfuhl unbemerkt machen zu können. Sie sah ihrem Gemahl, der auf der Landstraße seinen Gaul

wacker ausgreifen ließ, so lange nach, bis er ihren Augen verschwand. Dann kleidete sie sich geschwind, und schlich mit leisen Tritten durch das Hinterpförtchen der Burg an den Sumpf. Er lachte sie ordentlich an. Sie blickte scheu umher, ob sie beobachtet werde. Kein Lauscher war sichtbar. Schnell entledigte sie sich ihrer Fußbekleidung, schritt mit aufgeschürztem Rocke herzhaft in den Morast, wandelte darin herum, und vergnügte sich daran, daß der Alabaster ihrer Haut gegen den schwarzen Schmutz so leuchtend abstach.

„Gefangen! gefangen!" rief der Ritter, der aus einem nahen Gebüsche lachend hervor sprengte. Sie erschrak, und verhüllte vor Scham ihr Gesicht. „Sieh!" fuhr er fort: „Auch Dir mangelt die edle Festigkeit, dem Gelüste nach verbotenen Dingen kräftig zu widerstehen. Komm, zahle die verlorene Wette, und werde durch Schaden klug!"

XII.

Das braucht er nicht.

Der reiche Großhändler Richard begleitete seinen Oheim, der ihn besucht hatte, aus dem Zimmer. Der alte Herr sah etwas finster aus, und sagte an der Treppe: „Erlauben Sie mir eine freimüthige Bemerkung, lieber Richard! Sie scheinen sich keiner guten Kinderzucht zu befleißigen. Ihr kleiner Sohn beträgt sich gegen mich sehr unartig. Mit hastigen Schritten tritt er, wie zornig über meine Ankunft, ins Zimmer, behält seine Mütze auf dem Kopfe, und blickt mich, ohne den geringsten Gruß, so mürrisch an, als ob er Lust hätte, mich sogleich wieder gehen zu heißen. Ich für meine Person mache mir aus der Ungnade des kleinen Männleins wenig oder nichts; es sollte mir aber leid thun, wenn es sich dergleichen Unhöflichkeiten angewöhnte, und sie mit der Zeit auch gegen andere Menschen ausübte.

Das würde bisweilen übel ausschlagen und sein Fortkommen in der Welt erschweren. — Wie alt ist denn das Bürschlein?"

„Sechs Jahre, lieber Onkel!" sagte Richard, und bat dringend, die Ungezogenheit des Knaben, der sich künftig höflicher aufführen solle, zu verzeihen.

Als der Kaufmann wieder ins Zimmer trat, sah ihm Karl so vergnügt und mit sich selbst zufrieden entgegen, als ob er etwas recht Löbliches gethan und Beifall erwarte. Aber der Vater schlug ihm die Mütze vom Kopfe, und sagte: „Frecher Bube, wie konntest du dich unterstehen, einem ehrwürdigen Greise so schnöde zu begegnen?"

Der Knabe brach in ein Zettergeschrei aus, lief in die Nebenstube, wo sich seine Mutter befand, und verklagte den Vater.

Schnell trat Frau Richard, ihr Goldsöhnchen an der Hand, mit funkelnden Augen herein. „Was heißt das?" rief sie heftig. „Warum mißhandelst du den Kleinen?"

„Er hat den Onkel beleidiget, und soll Höflichkeit lernen."

„Das braucht er nicht!“ schrie seine Gemahlin.

„Wie?“ — sagte der Mann. „Hör' ich recht? Er braucht nicht höflich zu seyn?“

„Nein, das braucht er nicht! Er wird einst so reich, daß er nicht nöthig hat, sich vor jemand zu bücken. Bei dem alten Onkel ist das vollends ganz überflüssig. Das ist kein vornehmer Mann.“

„Ein schöner Grund!“ erwiederte Richard. „Gerade vor den sogenannten Vornehmen soll sich Karl am wenigsten bücken. Knaben, die man bloß zu übertriebenen Demüthigungen vor den Großen anhält, erzieht man zu Sclaven. Aber die Weisheit des Alters und die Menschenwürde soll er ehren, und wären sie mit Lumpen umhüllt.“

„Das braucht er nicht!“

„Wir wollen für jetzt, in Gegenwart unsres Sohnes, nicht weiter darüber Worte wechseln;“ sagte Richard. „Dir, Karl, befehle ich aber hiermit, künftig gegen den wackern Onkel höflicher zu seyn, und ihn bei seinem nächsten Besuche um Verzeihung zu bitten.“

„Das braucht er nicht!“ rief die Affenmutter nochmals, und der Vater entfernte sich schnell.

„War das nicht ein Lärm um den alten Schneekopf!“ sagte sie jetzt zu Karlchen. „Laß dich aber

nicht irren, mein Kind! Betrage dich gegen den Onkel nach wie vor, und an Abbitte ist vollends gar nicht zu denken. Komm lieber, wenn uns der Alte mit seinem Besuche wieder zur Last fällt, nicht in die Stube, damit sich dein Vater nicht nochmals erlauben kann, dir die Mütze vom Kopfe zu werfen. Wär' ich zugegen gewesen, er hätte das nicht gewagt."

Sie gab ihm jetzt einen harten Thaler, um sich dafür mit Naschwerk zu versorgen, und das ihm zugefügte schreiende Unrecht dabei zu vergessen.

Als der Oheim das nächste Mal wieder zum Besuch kam, war Richard nicht zu Hause. Karls Mutter empfing den guten alten Mann sehr kalt, ungeachtet sie nicht wußte, daß er sich über das geliebte Söhnchen beklagt hatte.

Nach einigen Minuten trat Karl mit trotzigen Geberden ins Zimmer, drückte die Mütze, anstatt sie abzunehmen noch fester auf den Kopf, stemmte die Arme in die Seiten, stellte sich so vor den Oheim, und sah ihn hohnlachend an.

„Willst du mich heraus fodern, kleiner Raufbold?" sagte der Oheim. „Gerade so stehst du vor mir! Ich

weiß nicht, ob es deinem Vater gefallen würde, wenn er dich in dieser kecken Stellung erblickte."

Karl sah die Mutter an; sie winkte ihm beifällig mit den Augen, was freilich der blödsichtige Oheim nicht bemerken konnte. Er ließ sich daher in seinem Vorsatze, des Vetters Rückkunft abzuwarten, nicht stören.

Der kleine Renommist beharrte noch eine Weile in seiner drohenden Stellung. Da sich aber der alte Herr durchaus nicht weiter darum bekümmerte, so mußten andere Mittel, ihn zu ärgern, ergriffen werden.

Karl ging in die Nebenstube, schnitt aus einem bunten Bilderbogen, wie sie von den Buchbindern verkauft werden, den stattlichsten Esel heraus, heftete ihn an einen Faden, und knüpfte an dessen anderes Ende eine hakenförmig gebogene Stecknadel. Mit dieser Zurüstung, die er im Busen verbarg, erschien er wieder im Zimmer, umschlich einige Mal, wie eine lauernde Katze, des Onkels Stuhl, und ehe sich's der Alte versah, hing ihm der Esel am Rücken.

Indem dieses Kunststückchen gelungen war, trat Richard ins Zimmer. Er bemerkte sogleich das angeheftete Schandbild, weil der Oheim den Rücken der

Thür zukehrte. Erschrocken machte er, nach geschehener Begrüßung, einen Versuch, es heimlich bei Seite zu bringen. Er gab dem Oheim, um ihn zu beschäftigen, einen Brief zu lesen, und that indessen einen leisen Griff nach dem Esel. Allein der Alte fühlte, daß auf seinem Rücken etwas vorging, griff hastig selbst dahin, bekam unglücklicher Weise sogleich das Ehrenzeichen in die Hand, besah es mit Verwunderung und sagte lächelnd: „Damit hat mich wohl Karlchen beschenkt?"

Der feige Thäter versteckte sich hinter die Mutter. Richard aber fuhr auf ihn los, warf ihm mit Ohrfeigen die Mütze vom Kopfe, schleppte ihn zum Oheim und sagte: „Bitte knieend den würdigen Mann um Verzeihung!"

„Das braucht er nicht!" kreischte die Mutter, und flog dem Liebling zu Hülfe. Vor Gott mag er die Knie beugen, aber nicht vor einem alten, unbedeutenden Menschen!" Damit fiel sie, um ihr Söhnlein zu beschützen, ihrem Mann in die Haare; er aber schob sie, sammt dem Knaben, den sie geschwind in die Arme schloß, kräftig zur Thür hinaus.

„Mäßigen Sie sich, lieber Richard!" sagte der Oheim. „Die Sache, so weit sie mich betrifft, ist zu geringfügig; sie hätte keinen so ernsten Auftritt veran=

lassen sollen. Ihre Frau ist mir nun einmal abgeneigt; ich weiß nicht warum? Dabei läßt sich nichts thun, als daß ich, um weiteres Aergerniß zu verhüten, Ihr Haus meide."

Richard, darüber bestürzt, bat dringend, diesen Entschluß wieder aufzugeben.

„Nein, er steht felsenfest!" sagte der Oheim. „Dessen ungeachtet bleiben wir die alten Freunde, lieber Richard! Besuchen Sie mich in meiner Wohnung; Sie sollen mir immer willkommen seyn. Es ist ja einerlei, ob wir in dieser oder in jener Straße mit einander plaudern."

„So lassen Sie wenigstens das verruchte Blatt hier!" sagte Richard, als der Oheim das Eselbild in seine Brieftasche legte.

„Erlauben Sie mir das kleine Andenken!" erwiederte Jener. „Ich bin gewohnt, von allen Ereignissen, die mich berühren, Erinnerungszeichen zu sammeln."

Als der Oheim fort war, warf sich Richard auf's Sopha und überlegte, wie er sich nun, als Gatte, Vater und Hausherr, bezeigen müsse, um sich die werthen Seinigen nicht ganz über den Kopf wachsen zu sehen.

Er machte sich Vorwürfe, daß er sich von der Begierde, sein eigenes ansehnliches Vermögen zu verdoppeln, hatte verleiten lassen, die schlecht erzogene, ungebildete Tochter eines reichen Bierbrauers zu heirathen. Er sah ein, daß ihre Rohheit die einzige Wurzel alles Uebels sey, und der Knabe je eher je lieber ihrer Verhätschelung und ihrem Quersinn entzogen werden müsse, wenn er nicht ganz verderben solle. Mit dieser Ueberzeugung beschloß er, ihn so bald als möglich einer auswärtigen Erziehungs-Anstalt zu übergeben.

Ueber dieses Vorhaben gerieth seine Gattin, als er es ihr bekannt machte, in unbändigen Zorn. Sie stampfte mit den Füßen, drohte ihm mit geballter Hand, und erklärte, daß sie sich eher das Leben als ihren Sohn nehmen lasse.

„Was soll aber aus ihm werden?" sagte der Vater. „Der Junge ist sechs Jahre alt, und kennt noch keinen Buchstaben. Er hätte längst anfangen sollen, etwas zu lernen."

„Das braucht er nicht!" rief sie.

„Schäme dich dieser elenden Worte, die man so oft aus deinem Munde hört!" entgegnete Richard. „Sie sind — besonders in dem jetzigen Falle — ein Inbegriff der höchsten Unvernunft."

Sie rannte davon, und schlug die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Richard klagte seine Noth einem Geistlichen, der mit seiner Frau verwandt war, und einige Gewalt über sie hatte. Dieser rieth ihm, einen Mittelweg einzuschlagen, und einen Hauslehrer anzunehmen. Zugleich erbot er sich, einen geschickten jungen Mann auszumitteln, und die störrige Frau zur Duldung des nützlichen Hausgenossen zu bewegen. Richard war mit diesem Vorschlage zufrieden, und der Geistliche begab sich des folgenden Tages auf den Kampfplatz.

Er begann mit der freundlichen Vorstellung, daß es, nach seinem Bedünken, hohe Zeit sey, dem lieben Sohne einigen Unterricht angedeihen zu lassen.

„Das braucht er nicht!" fuhr sie auf; denn diese Worte waren ihr, wenn von Karlchen die Rede war, zur Gewohnheit geworden.

Der Geistliche erwiederte: sie scheine ihn nicht verstanden zu haben, weil es sonst unmöglich sey, daß sie ihm so kurz und absprechend habe antworten können. Er wiederholte dann seinen guten Rath, und setzte, indem sie mit ihrem Sprüchlein schon wieder einfallen

wollte, rasch hinzu: „Lassen Sie mich ausreden, werthe Frau Muhme! Sie sollen das Leid nicht erfahren, daß Ihr lieber Sohn von Ihnen getrennt würde; er soll den unentbehrlichen Unterricht in Ihrem Hause empfangen, und ich bin bereit, ihm einen wackern Lehrer zu schaffen. Sind Sie das zufrieden?"

„Ich muß wohl, da Sie die Sache so wichtig machen;" sprach sie verdrießlich. „Aber ich bitte mir aus, daß Sie mir keinen alten grämlichen Magister mit einer Stutzperücke in's Haus bringen. Ich verlange einen Weltmann; denn mein Sohn soll und muß zu einem Weltmann erzogen werden."

„Der Geistliche stellte ihr nach einigen Tagen einen recht artigen jungen Mann vor. Er fand Gnade vor ihren Augen, und ward angenommen. Ihr Gatte ließ sie schalten, um mit ihr nicht ganz zu zerfallen. Er glaubte, die Bahn sey doch nun gebrochen, und die Sache auf gutem Wege.

Aber seine Frau Gemahlin ertheilte dem Hauslehrer ganz sonderbare Verhaltungsbefehle. Es ward ihm täglich nur ein Stündchen zum Unterricht eingeräumt, und ihm scharf befohlen, das liebe Kind nicht im ge-

ringsten anzustrengen, und sich aller Strafen, ja sogar aller Verweise, zu enthalten.

Anfangs war Karl mit dem Unterrichte, den er im strengsten Wortsinne genoß, sehr zufrieden. Es wurden nämlich, auf Veranstaltung der Mutter, alle Buchstaben, in ihrer eigenthümlichen Form, aus Zuckerteig gebacken, und dem lernbegierigen Schüler zum Genuß ausgeliefert, sobald er ihre Namen, die man ihm vorsagte, nachgesprochen hatte. Der Zuckerbäcker gewann nicht wenig dabei, weil diese Lehrart drei Monate dauerte, und täglich ein frisches Alphabet gebacken werden mußte. Der naschhafte Knabe gab in jeder Lehrstunde vor, er habe die Namen der Buchstaben wieder vergessen; und so bekam er sie nochmals zu schmausen.

Endlich mußte sich der Buchstabenschlucker, wenn er nicht als blödsinnig erscheinen wollte, doch bequemen, die kleine Gesellschaft der fünf und zwanzig, die er so oft in Saft und Blut verwandelt hatte, als gute Bekannte anzuerkennen und sich ihre Namen zu merken. Nun aber gab es Dinge zu lernen, die sich nicht in den Mund stecken ließen. Das verdroß ihn; er versäumte die meisten Lehrstunden, und niemand unterfing sich, ihn in die Schulstube hinein zu nöthigen.

Bisweilen kamen Hausfreunde, die dem jungen Herrn

eine Ehre anzuthun glaubten, wenn sie mit Schmeicheltönen zu ihm sagten: „Das liebe Karlchen ist jetzt wohl recht fleißig?“ Darauf erfolgte denn immer aus dem Munde der Mutter die stereotypische Antwort: „Das braucht er nicht!“ Meistens setzte sie noch hinzu: „Er kommt einst in so glückliche Umstände, daß er allen gelehrten Plunder entbehren kann.“

Aber was lange währt, wird gut! Nach vollen vier Jahren hatte Karlchen es doch so weit gebracht, daß er mit einiger Mühe lesen und vorgeschriebene Zeilen nachmalen konnte.

Richard machte ein großes Haus, gab oft Gastmähler, und die Vornehmsten der Stadt erzeigten ihm die Ehre, seine Gäste zu seyn.

Einsmals sagte bei der Tafel ein General: Ihr Sohn, lieber Richard, wächs't recht heran. Sie sollten ihn nun schon mit der Reitkunst bekannt machen. Ich kann Ihnen einen niedlichen kleinen Litthauer zuweisen, den eine junge Gräfin ein Jahr lang mit Vergnügen und ohne Gefahr geritten hat.

Richard wollte das Anerbieten ablehnen; indem er aber den Mund öffnete, nahm es schon seine Frau mit

Freuden an, und Karl fiel ihr mit stürmischer Dankbarkeit um den Hals, weil er sich längst ein Reitpferd gewünscht hatte.

„Was wird der Klepper kosten?" fragte sie.

„Fünfzig Louisd'or;" antwortete der General.

„Kleinigkeit!" rief die Prahlerin. „Wenn und wo können wir das Pferd abholen lassen?"

„Ich send' es Ihnen morgen früh ins Haus;" sagte der General, und der Handel war abgemacht, ohne daß Richard ein Wort dabei gesprochen hatte.

Nach Tische nahm ihn ein alter geheimer Rath bei Seite, und sprach: „An ihrer Stelle, mein werther Freund, würde ich meinem Sohne in so zartem Alter noch kein Reitpferd anschaffen. Das hat durchaus nachtheilige Folgen. Ein Knabe zu Pferde bläht sich auf, und blickt auf alle Fußgänger vornehm herab. Es fährt ihm unvermeidlich ein widriger Dünkel in den Kopf, der ihn durch's ganze Leben begleitet und verhaßt macht. Auch sind dergleichen frühzeitige Reiter gemeiniglich für Kunst und Wissenschaft verdorben, und selten oder nie werden sie brauchbare Menschen, sie müßten denn ihre ganze Lebenszeit der Reitkunst widmen wollen. Sollen aber die jungen Herrchen ins Buch sehen, so

denken sie an den Gaul im Stall, und verlieren alle Lust, etwas Tüchtiges zu lernen."

Richard antwortete: er sehe die Wahrheit dieser Bemerkungen vollkommen ein, danke für die freundliche Warnung, und werde die Sache rückgängig zu machen suchen. Er wagte jedoch gegen seine Frau keinen Widerspruch, um den lieben Hausfrieden, der überhaupt immer auf flüchtigem Fuße stand, nicht ganz verschwinden zu sehen.

Das Pferdchen, ein netter Goldfuchs, kam an, und fünfzig Goldfüchse wanderten dafür aus dem Hause.

Gleich darauf berief man einen Bereiter, der den Auftrag erhielt, Karlchen zu unterweisen. Dabei bekam der Zuckerbäcker nichts zu thun; denn das junge Herrlein begriff die Anfangsgründe der Reitkunst so schnell, und ward auf seinem Füchslein so geschwind einheimisch, daß der Bereiter gestand: er habe noch niemals einen so fähigen Schüler gehabt.

Schon nach den ersten acht Tagen unternahm der junge Roßbändiger, an des Bereiters Seite, einen feierlichen Ausritt nach der Promenade, und seine Mutter fuhr in ihrem Staatswagen hinterher, um den stattli-

chen Ritter, der einen rothen, mit Gold gestickten Husaren-Dollmann und gelbe Stiefeln trug, immer vor Augen zu haben, und sich an dem Gaffen und Erstaunen der Zuschauer zu ergötzen.

Als Karl, der die häufigen Mundöffnungen der ihm begegnenden Leute selbst mit Vergnügen bemerkt hatte, wieder nach Hause kam, war er von einem ganz andern Geiste beseelt. Er betrug sich ungemein stolz, und sah jedermann über die Achsel an. „Ich will künftig alle Tage ausreiten;" sprach er: „aber der Bereiter hat nicht immer Zeit, mich zu begleiten, und ich will auch nicht beständig wie ein Scholar aussehen, dem der Lehrer von Schritt zu Schritt sagt, wie er den Schenkel anlegen und den Zügel führen soll. Das alles verstehe ich schon vollkommen. Ich bedarf aber eines Reitknechts, der mir, des Anstandes wegen, nachreitet, und allenfalls mit der Hetzpeitsche drein haut, wenn mich vielleicht einmal eine Rotte neidischer Knaben antasten sollte. Schaffen Sie mir einen solchen tüchtigen Kerl, Mama! Er muß aber eine prächtige Livree und ein schönes Pferd bekommen. Verstehen Sie mich?"

Sie verstand und gehorchte. Der befohlene Reitknecht ward angenommen, glänzend ausgerüstet, trefflich beritten gemacht, und dem jungen Herrn, als sein ei-

genthümlicher Diener, untergeben. Karl fand sich sehr gut darein. Wenn er ausreiten wollte, rief er ins Vorzimmer hinaus: „Mein Kerl soll satteln!" Es war lustig, diesen barschen Befehl von einer zehnjährigen Stimme, die sich einen männlichen Ton zu geben suchte, ertheilen zu hören.

Einsmals ward aber sein kindischer Hochmuth sehr gedemüthiget.

Des Reitknechts Pferd war lahm geworden; er konnte den jungen Herrn nicht begleiten. Karl ritt also allein in den Park vor dem Thore. Da vergnügten sich zehn bis zwölf Knaben auf einem freien Platze mit dem Ballspiele. Unglücklicher Weise waren es Wildfänge, die dem kleinen übermüthigen Laffen längst eine Züchtigung zugedacht hatten. Darum war es ihnen sehr erwünscht, als sie ihn, ohne Begleitung seines reisigen Knechts, daher traben sahen. Sie stellten sich ihm in den Weg, und fielen ihn mit Spottreden an. Er sah sich übermannt, und wollte Reißaus nehmen; aber zwei kräftige Buben ergriffen des Rößleins Schweif, und hielten es daran so fest, daß es nicht von der Stelle konnte. Die andern tanzten um den gefangenen Ritter

her, und lachten ihn aus. Zu seinem Glücke kam das Oberhaupt des Gymnasiums, welches die Quälgeister besuchten, in der Ferne gegangen. Sobald sie die feierliche Gestalt erblickten, verstoben sie plötzlich.

Als der befreite Husar bei dem Direktor vorbei ritt, sagte der ernste und bisweilen etwas gröbliche Mann: „Ei, ei, wir sitzen jung schon zu Pferde! Wir wollen uns nur hüten, daß wir nicht im Alter auf den Esel kommen!"

Karls tägliche Spazierritte verschafften seinem Hauslehrer ein sehr gemächliches Leben. Er hatte für den ihm ausgesetzten reichlichen Gehalt nichts zu thun, als Mittags bei der Tafel zu erscheinen. Nur bei schlimmer Witterung, die keinen Austritt gestattete, ließ sich Karl bisweilen von des Vaters sanften Ermahnungen bewegen, sich ein halbes Stündchen mit Lesen oder Schreiben zu beschäftigen. Sein Lehrer schämte sich endlich, das fünfte Rad am Wagen zu seyn. Er bat, als Karl das zwölfte Jahr erreicht hatte, um seinen Abschied. Man ließ ihn ziehen, und besetzte seine Stelle nicht wieder.

Karl war nun des bisher gehabten Verdrusses, daß

er bisweilen dem Hauslehrer eine langweilige Stunde opfern mußte, völlig entlediget. Er that nichts, als daß er im Hause den Herrn spielte, und sich auf den volkreichsten Plätzen der Stadt zu Pferde zeigte. Sein Füchschen schien ihm aber jetzt zu klein. Es ward deßhalb verkauft, und ein hohes englisches Paradepferd dafür angeschafft.

Dann und wann fragte wohl der Vater: „Willst du denn, außer der Reitkunst, gar nichts lernen? Willst du dich nicht bald zur Kaufmannschaft oder zu irgend einer andern Laufbahn entschließen?“ — Karl blieb stets die Antwort schuldig. War aber die Mutter dabei, so warf sie übermüthig den Kopf auf, und sagte: „Das braucht er nicht!“ Dabei ließ es der schwache Vater, der sich nun einmal dem gebieterischen Willen seines herrschsüchtigen Weibes untergeordnet hatte, stillschweigend bewenden.

So hatte Karl bis in sein zwei und zwanzigstes Jahr goldene Zeit. Müßiggang und Belustigungen waren seine einzigen Geschäfte. Saß er nicht zu Pferde, so war er in Kaffeehäusern, und verspielte schon in seinem achtzehnten Jahre große Summen, die Mütterchen ohne Murren hergab.

Sein Vorbild, dem er in Allem nachzueifern strebte,

war ein junger Officier der Garde zu Pferde, ein Graf B**, der ein großes Vermögen besaß, aber auch in Verschwendung und tollen Streichen seines Gleichen suchte. Dessen Nachtreter war er überall, und erwarb sich durch seine Zudringlichkeit bisweilen die Ehre, mit ihm spazieren zu reiten. Diese Auszeichnung, worauf er sich nicht wenig einbildete, hatte er jedoch mehr seinen schönen Pferden und seiner modischen Kleidung, als sich selbst, zu verdanken; denn der Graf, ein genialer Kopf, übersah den Dümmling weit, und empfand gegen ihn weder Achtung noch Freundschaft.

Karls übrige Gesellen, mit welchen er oft die Straßen durchtobte, waren insgesammt nichtswürdige Tagediebe.

Ein großer, in London ausgebrochener Bankerott erschütterte zugleich viele Handelshäuser in Deutschland, und auch von Richards Vermögen ging ein ansehnlicher Theil dabei zu Grunde. Er hatte nicht Seelenstärke genug, diesen Verlust mit Gleichmuth zu ertragen. In rastlosem Gram verging er, einem Schatten gleich, und starb.

Karl vergoß keine Thräne. Er war eines lästigen

Aufsehers los, der ihn noch manchmal freundlich gebeten hatte, sich in seinen Unarten und Ausschweifungen zu mäßigen. Dergleichen Ermahnungen fand er zwar immer so unstatthaft, daß er sich deßhalb nicht den geringsten Einhalt oder Abbruch that; dennoch waren sie ihm zuwider. Er wollte in seinem lustigen Schlaraffenleben keine unangenehme Minute dulden.

Die Mutter, die noch immer, des erlittenen Verlustes ungeachtet, ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, ließ nun den lieben Sohn nach seinem Gefallen verschwenden. Sein Marstall vermehrte sich in kurzer Zeit so stark, daß er nur noch von dem fürstlichen übertroffen wurde, und Pharo's Söhne plünderten ihn jetzt doppelt und dreifach, weil er noch unermüdeter als zuvor war, ihnen volle Goldbörsen darzubringen. Die thörichte Mutter verkaufte gelassen ein Staatspapier nach dem andern und kündigte die sichersten Darlehne auf, um die unermeßlichen Bedürfnisse des jungen Verschwenders zu befriedigen.

Eines Tages berechnete sie die Summen, über welche sie noch zu gebieten hatte. Da fand sie mit Bestürzung, daß sie längstens nach zwei Jahren an den Bettelstab kommen würde, wenn ihr Sohn den Unsinn

haben sollte, seine lustige Wirthschaft in der bisherigen Weise fortzusetzen.

Sie entschloß sich mit schwerem Herzen, ihm darüber Vorstellungen zu thun, und ihn zu einigen Beschränkungen seiner tollen Ausgaben zu bewegen. Das gelang ihr aber nicht. Er widersprach ihr mit den schnödesten Worten, und sagte ihr ins Gesicht: wenn sie ihn zur Sparsamkeit hätte erziehen wollen, sey es ihre Pflicht gewesen, früher anzufangen; jetzt sey er ein Baum, der sich nicht mehr biegen lasse.

Dieser Auftritt erzeugte bei dem Undankbaren einen heftigen Groll gegen seine Mutter, und er legte ihn bei jeder Gelegenheit mit Worten und Geberden an den Tag. Er bat nicht mehr freundlich, wie sonst, um Geld; er foderte gebieterisch, was er brauchte. Mit Thränen gab sie ihm noch einige Monate lang, was er verlangte. Aber in geheim klagte sie ihre Noth ihrem Vetter, dem Geistlichen. Dieser schalt ihre Schwäche, mit welcher sie bisher ihrem ungerathenen Sohne nachgegeben hatte, und ermuthigte sie, dem frechen Buben standhaft zu widerstehen.

Dazu hatte sie bald Gelegenheit. Er kam schon den folgenden Tag, und foderte fünfzig Dukaten.

„Nicht Einen erhältst du!" sprach sie rasch und fest.

Mit großen Augen trat er einen Schritt zurück, und sagte: Was für eine Sprache! Sind Mama toll geworden?"

„Das war ich bisher;" antwortete sie: „nun aber will ich klug werden, und mich von dir nicht zur Bettlerin machen lassen."

Er gerieth in Wuth, und war nahe daran, Hand an sie zu legen. Doch besann er sich noch eines Bessern, und ging mit hastigen Schritten davon.

In der folgenden Nacht schlich er, mittelst eines Nachschlüssels, in die geheime Kammer, worin seine Mutter ihre Schätze verwahrte. Er erbrach die Behältnisse des baaren Geldes und der Staatspapiere, eignete sich alles Vorhandene zu, und trug den Raub ohne Hinderniß in sein Zimmer. Die Mutter schlief ruhig in einem entfernten Gemache.

Am Morgen ging sie, wie gewöhnlich, in ihre Schatzkammer, um sich von dem unverletzten Zustande derselben zu überzeugen. Mit Entsetzen fand sie den Schreibtisch und den Geldkasten erbrochen. Erschüttert, wie von einem Donnerschlage, schwankte sie näher, und fiel

mit einem Schrei zu Boden, als sie sich ihres ganzen baaren Vermögens beraubt sah.

Die Kammerjungfer hörte Schrei und Fall, und flog herbei. Sprachlos lag die Unglückliche auf dem Fußboden. Sie ward zu Bette gebracht, ein Arzt gerufen, und Karl geweckt. Er bequemte sich ungern zum Aufstehen, ungeachtet man ihm sagte, daß seine Mutter in Todesgefahr sey.

Sie fuhr bei seinem Eintritt zusammen, wandte das Gesicht von ihm ab, hob die Hände krampfhaft gen Himmel, und verschied.

Die anwesenden Dienerinnen warfen sich am Bette nieder, und erhoben ein Jammergeschrei. Aber Karl sagte ganz ruhig: „Was gibt's denn? Ist sie todt? wirklich todt? — Was ist ihr so schnell widerfahren?"

Man antwortete ihm: sie sey in voriger Nacht bestohlen worden und darüber tödtlich erschrocken.

Er gab sich den Schein der höchsten Befremdung, rannte nach der Kammer, wo er die geheime Unthat verübt hatte, und tobte dort fürchterlich über den Räuber. Hastig lief er dann fort, und meldete den Vorfall, um allen Verdacht von sich abzuwenden, der Po-

lizei und dem Kriminalgerichte. Es erfolgten Verhöre; die Stuben und Behältnisse der Dienstboten wurden genau durchsucht; doch fand man natürlicher Weise nirgends eine Spur des Verbrechens, weil man den wahren Thäter auf keine Weise zur Verantwortung zog, und sein Zimmer nicht berührte. Es war jedoch schicklich, daß man, wegen eines so wichtigen Diebstahls, jemand fest setzte, und so ward der arme Lakei das Opfer des gerichtlichen Anstandes. Der eigentliche Verbrecher ließ mit der größten Gleichgültigkeit die Verhaftung des unschuldigen Menschen geschehen. Dieser ward einige Tage lang mit Verhören gemartert, und konnte nichts bekennen. Auch war nicht der geringste Umstand vorhanden, der den schwächsten Schatten eines Verdachtes auf ihn warf.

Das brachte denn endlich die Richter auf die Vermuthung, daß wohl niemand anders als Karl, der stadtkündige Verschwender, die That verübt haben möchte. Man ließ ihn höflich vorladen, versuchte mit den sanftesten Worten, ihn zum Geständniß zu bringen, und versprach ihm sogar völlige Straflosigkeit. Er aber lächelte die guten Herren an und sagte: „Wie können Sie so Arges von mir denken? Was hätte mich bewegen sollen, meine gute Mutter zu bestehlen? Sie kam allen

meinen Wünschen zuvor, und gab mir mehr, als ich verlangte und brauchen konnte.“ —

„Das letzte wohl nicht;“ fiel ihm der Oberrichter ins Wort. „Sie könnten allenfalls Millionen bezwingen.“

Nach dieser strafenden Bemerkung entließ man ihn. Bald nachher setzte man auch den schuldlosen Diener in Freiheit. Als er aber seinen Dienst wieder antreten wollte, wies ihn Karl mit harten Worten aus dem Hause.

Die ganze Erbschaft betrug, mit Inschluß eines kleinen Landgutes, nicht mehr als zwanzig tausend Thaler. Das Gütchen hatte eine sehr angenehme Lage, und die dazu gehörigen Ländereien waren vortheilhaft verpachtet: dennoch war es sogleich nach dem Antritt der Erbschaft um einen Spottpreis verschleudert, und das empfangene Kaufgeld verjubelt und verspielt.

Seine Verschwendung übersprang bisweilen die Schranken der Vernunft so weit, daß er beinahe wahnsinnig schien. Davon ein einziges Beispiel!

Es waren eben damals die kursächsischen Kassenbillets geschaffen und in Umlauf gesetzt worden. Mit solchen Papieren in seiner Brieftasche, ging er auf ein

Kaffeehaus, nahm in Gegenwart der übrigen Gäste eins heraus, und zündete seine Tabakspfeife damit an. Diese Tollheit lockte Zuschauer an seinen Tisch. Einige lachten, andere schalten ihn, daß er den Werth eines Thalers so leichtsinnig in die Luft blase. Da griff er gewöhnlich, statt aller Antwort, in die Brieftasche, nahm Scheine von zwei und mehrern Thalern heraus, fuhr damit ins Licht, und ließ den Brand der Pfeife mit Vorsatz oft erlöschen, um seine Verschwendung bewundern zu lassen. Ein ernster Mann gab ihm einsmals darüber einen Verweis. „Sie begehen," sprach er, „ein Verbrechen gegen den Landesherrn, indem Sie das von ihm geschaffene Papiergeld so verächtlich behandeln." Darüber lachte der Bube laut und sagte: „Zeigen Sie das an, mein Herr! Der Landesherr muß sich freuen, daß ich sein Papiergeld zu Tabakszündern verbrauche; denn was ich verbrenne, das braucht er künftig nicht einzulösen."

Bei solcher Wirthschaft war es kein Wunder, daß er im zweiten Jahre nach dem Tode seiner Mutter mit der ganzen Erbschaft rein fertig war. Er suchte nun Anleihen bei Juden und Christen; aber niemand vertraute ihm einen Thaler an, weil man wußte, daß er den Brunnen seines Vermögens bis auf den letzten

Tropfen erschöpft hatte. Er mußte deßhalb Pferde und Wagen verkaufen und überlieferte die dafür eingenommenen Summen jeden Abend der Spielbank. Alles, was er noch von Werth besaß, ging denselben Weg. Bald war er ein vollendeter Bettler.

Das erfuhr sein Oheim, den er in der Jugend hart beleidiget hatte. Der ehrwürdige Greis war von seinem liederlichen Neffen nie um Verzeihung gebeten worden, hatte jedoch schweigend verziehen, und sandte ihm jetzt, ohne Unterzeichnung seines Namens, fünfzig Dukaten. Er wickelte sie in das Papier, auf welchem der Esel, den Karl ihm einsmals anhängte, gezeichnet war. Dieser Anblick sollte den Wüstling beschämen und ihn zur Reue bewegen. Der Onkel wollte sich dann mit ihm aussöhnen, und ihn, wenn er sein Leben bessere, zum Erben einsetzen. Diese Rechnung war aber falsch. Karl steckte zwar die Dukaten mit Vergnügen in die Tasche; der Onkel erhielt aber zum Dank den Esel zurück, mit der Beischrift: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ — Darüber mit Recht erzürnt, machte der Oheim am folgenden Tage sein Testament, und setzte eine fromme Stiftung zum Erben ein.

Karl wehrte nun noch eine Weile durch allerhand Schwindeleien den Hunger von sich ab. Als er sich aber gar nicht mehr zu helfen wußte, trug er sich dem Grafen B**, mit welchem er vormals in Verschwendung und Uebermuth gewetteifert hatte, zum Reitknecht an. Der Graf gewährte ihm die erbetene Stelle, und Karl freute sich, daß er wieder reiten konnte, wenn auch nicht, wie vormals, an der Seite des Grafen. Er war so tief gesunken, daß es ihm nicht sonderlich schwer ward, den Rücken seines Herrn immer im Auge zu haben, und sich in Livree seiner Vaterstadt zu zeigen, die ihn von Jugend auf und nur noch einige Jahre zuvor in unmäßiger Pracht und Herrlichkeit gesehen hatte. Es gab sogar Leute, denen er jetzt besser als ehemals gefiel, weil er doch nun sein Brot verdiente, und nicht mehr, als unbeschäftigter Taugenichts, herum schwärmte.

Als er aber ein Jahr lang recht ordentlich Pferde gestriegelt und gesattelt hatte, verließ ihn sein guter Geist wieder. Der Graf machte eine Reise zu Pferde, und sein zweiter Reitknecht begleitete ihn. Karl und ein Stalljunge blieben zur Abwartung der daheim ge=

lassenen Rosse zurück. Es war gerade um die Zeit der Leipziger Messe. Dieser Umstand brachte den liederlichen Menschen auf den Einfall, einen Ritt nach Leipzig zu machen, und sein Glück am Pharotische zu versuchen. Gegen seinen jungen Kameraden gab er vor: er habe von dem Grafen einen Brief mit dem Befehl erhalten, ihm schleunig nachzukommen. Der Stallbube glaubte das treulich.

In der folgenden Nacht machte Karl wunderliche Anstalten zu seiner Meßreise. Er stahl dem Grafen hundert Louisd'or, und packte dessen Staats-Uniform, mit allen Zubehörungen, in einen Mantelsack. Am Morgen zog er des Grafen bestes Pferd, einen ächten Engländer aus dem Stalle, und ritt wohlgemuth zum Thore hinaus.

In Leipzig angelangt, stieg er vor einem ansehnlichen Gasthause ab, und foderte für seinen Herrn, der gegen Abend eintreffen werde, ein Zimmer. Das erhielt er, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Als es Abend geworden, warf er im verschlossenen Zimmer die Livree ab, und legte die Uniform an. So ging er keck aus dem Gasthofe fort, und begab sich in ein Kaffeehaus, wo ein berüchtigter Spieler Bank hielt. Der Reitknecht betrat das geheime Zimmer etwas schüch=

tern, weil es möglich war, daß Officiere von demselben Regimente, bei welchem sein Herr stand, gegenwärtig seyn könnten. Er bemerkte jedoch keinen, und setzte sich mit der schönen Hoffnung, Tausende zu gewinnen, muthig an den Spieltisch. Aber nach Verlauf einer Stunde war seine ganze gestohlene Baarschaft in den Händen des Bankhalters, und er verließ traurig den Tisch, weil er es nicht wagen wollte, sich den Namen des Grafen B** zu geben, und auf Credit zu spielen.

Eben so unbemerkt, wie er, als Officier gekleidet, aus dem Gasthofe gegangen war, schlüpfte er wieder hinein und in das gemiethete Zimmer. Am Morgen erschien er als Reitknecht unten im Hause, und sagte zu dem Wirthe: er sey äußerst bekümmert, daß sein Herr gestern nicht angekommen sey; er werde vermuthlich auf einem nahen Landgute, das einer seiner Freunde bewohne, übernachtet haben. Um sich jedoch zu überzeugen, daß seinem Grafen — den er unter einem falschen Namen im Gasthofe gemeldet hatte — kein Unglück widerfahren sey, wolle er flüchtig dahin reiten und nach ihm fragen. Er bitte jedoch, das Zimmer keinem andern Reisenden zu überlassen, weil sein Herr, der wichtige Geschäfte in Leipzig abzuthun habe, unfehlbar nach einigen Stunden eintreffen werde.

Man glaubte dem Lügner, und ließ ihn ziehen. Das war sein Glück, weil er Zehrung, Roßfutter und Zimmermiethe nicht hätte bezahlen können.

Des folgenden Tages kam er zu Hause wieder an, fiel aber beinahe vor Schrecken vom Pferde, als er seinen Herrn, der unerwartet zurück gekommen war, am Fenster stehen sah. Der Graf hatte sein Gold schon vermißt, und war überzeugt, daß ihn kein anderer Mensch, als sein liederlicher Reitknecht, bestohlen habe. Mit einem Stocke flog er die Treppe hinab, und begrüßte seinen treuen Diener mit dem Zuruf: „Spitzbube, wo bist du gewesen?“ Leichenblaß fiel ihm der jämmerliche Mensch zu Füßen, und bekannte sein Verbrechen. Da konnte sich der Graf nicht enthalten, seinen Stock gleich auf der Stelle tapfer zu brauchen. Die Umstehenden erwarteten nun, es werde nach der Wache geschickt und der Verbrecher zur Haft gebracht werden. Allein der Graf begnügte sich, den Nichtswürdigen sofort aus dem Hause zu jagen, und ihm den Rücktritt über seine Schwelle zu verbieten.

Wie er in den nächsten Jahren sein Leben gefristet hat, das ist dem Erzähler nicht bekannt. Er ward

erst aufmerksam auf ihn, als er den Bettelstab öffentlich ergriffen hatte. Der Elende war damals noch nicht vierzig Jahre alt, aber so eingeschrumpft und hinfällig, daß er vollkommen das Ansehen eines sechzigjährigen, von Hunger und Kummer entkräfteten Mannes hatte. In einem grauen zerrissenen Rocke, den Kopf mit einem röthlich gewordenen Hute bedeckt, und einen knotigen Stecken in der Hand, erschien er täglich in der Mittagsstunde auf den Stufen einer Kirche, und stellte sich an die Hauptpforte, von welcher er die Aussicht in acht verschiedene Straßen und Gassen hatte. Da ließ er sich eine halbe Stunde lang von der Sonne bescheinen oder von Ungewitter umstürmen, und wandte sich nach allen umher laufenden Gassen vielfältig hin und her. Es schien, als ob er mit sich zu Rathe gehe, wen er, zum Behuf des fehlenden Mittagsbrotes, um ein Almosen ansprechen wolle. War er endlich mit sich einig geworden, so lief er schnell die Stufen hinab, und verschwand in einer der Gassen. Aber des folgenden Tages bestieg er um dieselbe Zeit seine hohe Warte wieder, und drehte sich, wie ein Wetterhahn, rings umher.

Der Erzähler, der in der Nähe jener Kirche wohnte, hatte ein halbes Jahr lang die bequemste Gelegenheit,

den Elenden täglich auf seinem Posten zu erblicken. Nachher verschwand er, und ließ sich nicht wieder sehen. Er war, als beharrlicher Bettler, ins Arbeitshaus gebracht worden, wo er Wolle krämpeln und sich sein Brot damit verdienen mußte. Da er jedoch sein Leben lang müßig gegangen war, so befand er sich jetzt, da man ihn zu einer Beschäftigung zwang, eben so wenig in seinem Elemente, als ein Fisch auf dem trocknen Lande. Er, der über hundert tausend Thaler liederlich vergeudet hatte, starb bald nach seinem Eintritt in die ihm verhaßte Anstalt auf einem Strohlager.

XIII.

Der Thierquäler.

Im südlichen Deutschland lebte vor fünfzig Jahren ein Förster, der unbeachtet, wie ein Baum im Walde, aufgewachsen war. Man hatte seine Erziehung und sittliche Bildung ganz vernachlässiget. Daraus entstand ein roher Mann, der eben nichts Böses, aber auch nichts Gutes that. Sein Herz umgab eine starre Rinde, die jeden Eindruck von sich abwehrte. Er hatte keinen Freund, und begehrte keinen. Nachbarn und andere Bekannte erhielten selten ein freundliches Wort von ihm. Selbst gegen seine Gattin war er meistens finster und wortkarg. Doch galt er bei seinen Obern als ein guter Weidmann, weil er den Forst in Ordnung hielt, und sich kein Vergehen zu Schulden kommen ließ. **Philipp**, sein einziger Sohn, wuchs ebenfalls, nach

des Vaters Weise, wild auf, und zeigte schon in seiner frühesten Jugend viel Anlage, ein Bösewicht zu werden. Kaum dem Gängelbande entlaufen, war er immer geschäftig, irgend ein Unheil im Hause zu stiften. Die Qual wehrloser Thiere machte ihm besonders großes Vergnügen. Schon im dritten Jahre seines Alters fand er es sehr ergötzlich, Tauben zu würgen, und ruhte nicht eher, bis ihm seine Mutter, wenn sie mit diesem Geflügel den Tisch besetzen wollte, das blutige Geschäft überließ. Da aber seine Hände noch nicht die nöthige Kraft dazu hatten, so wurden die armen Thiere langsam zu Tode gefoltert. Die einfältige Mutter stand ruhig dabei, und belächelte die Anstrengungen des kleinen Henkers.

Als er einige Jahre älter war, spießte er gefangene Insecten an die Stubenthür, und belustigte sich an ihren tagelangen Todesqualen. Sangvögeln schnitt er die Zungen aus. Sperlinge warf er, nach gestutzten Flügeln, den Katzen vor, denen er zu anderer Zeit Schuhe von Nußschalen anpichte, und sie dann mit Hunden hetzte. Diese Knechte seiner Grausamkeit wurden aber auch übel belohnt. Er brauchte sie zu Reitpferden, und schlug und spornte sie beinahe todt, wenn sie ihn nicht zu tragen vermochten.

Im Dorfe warf er sich zum Häuptling der Bauerknaben auf, und wehe dem, der ihn zu beleidigen wagte. Joachim, ein lebhafter Junge, empörte sich gegen ihn, und vergriff sich an seiner Hoheit mit einer Ohrfeige. Durch dieses Majestätsverbrechen fiel er in schwere Ungnade. Philipp beschloß blutige Rache.

Einsmals, da sein Vater nicht zu Hause war, nahm er eine mit Schrot geladene Flinte, schlich in den Wald, und lauerte auf seinen Feind, der nicht weit davon wohnte. Eben trat dieser aus der väterlichen Hütte, und Philipp zielte schon nach ihm, als der Pfarrer des Weges kam, und den Flintenlauf aus niederm Gesträuch hervor blinken sah. Der Bube zog das Gewehr schnell zurück, als er den Geistlichen erblickte. Dieser aber drang ins Gebüsch, ergriff ihn, und fragte, wen er auf dem Korne gehabt habe. „Einen bösen Hund, der mich vor ein paar Tagen gebissen," war die Antwort. Aber der Knabe, den Philipp erschießen oder wenigstens verwunden wollte, erzählte dem Geistlichen, daß er mit Jenem einen Zwist gehabt, und vermuthlich dafür mit seinem Blute habe büßen sollen.

Der Pfarrer ging zu dem Förster, zeigte ihm den Vorfall an, und eiferte darüber, daß Philipp schlecht erzogen und zum Besuch der Schule nicht angehalten

werde. „Darum ist er auch," fuhr der Geistliche fort, „ein im ganzen Dorfe berüchtigter Thierquäler. Er kennt nicht den Spruch: Seyd barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Er wird sich durch diese Grausamkeiten gänzlich verhärten, und einst nach Menschenblut dürsten, wenn er auch jetzt noch nicht darnach gelechzt haben sollte."

Der Jäger sah den Geistlichen mürrisch an, ließ den Sohn rufen, und fragte ihn sehr gelassen: „Ist's wahr, was ich höre? Hast du einem Buben nach dem Leben getrachtet?"

„Wer sagt das?" rief Philipp keck, und stellte sich mit eingestemmten Armen dem Ankläger entgegen. „Ich zielte nach einem Hunde, der mich gebissen hat, und gegen die Jagdordnung ohne Klöppel herum läuft."

„Das klingt anders!" sagte der Vater. „Wir Forstbedienten sind angewiesen, alle Dorfhunde, denen kein angehangener Klotz die Wildjagd erschwert, zu erschießen. Das wollte mein Sohn, und er hatte Recht."

„Es wundert mich, daß Sie dem jungen Wildfange so leichthin Glauben beimessen;" versetzte der Geistliche. „Mich hat er nicht überzeugt, und ich fürchte sehr, daß er Ihnen einst vielen Kummer machen wird, wenn Sie nicht besser, als bisher, für seine Erziehung sorgen."

„Das ist meine Sache, Herr Pastor!“ fuhr ihn Jener an. „Mein Sohn soll kein Bücherwurm werden. Damit Lied am Ende!“

Philipp freute sich innig, daß ihm sein Vater so tapfer die Brücke trat. Er ließ nun vollends seinen Unarten freien Lauf. Unterzog er sich bisweilen einer Sache, die nützlich schien, so stach doch immer sein böses Gemüth auf irgend eine Weise dabei hervor. Das Abrichten der Jagdhunde, zum Beispiel, betrieb er mit solcher Wuth und Grausamkeit, daß ihm einige seiner unglücklichen Schüler unter den Händen starben. Dem Dienstpferde seines Vaters, das er, ohne die geringste Kenntniß der Reitkunst, schulmäßig zureiten wollte, ging es beinahe nicht besser. Kurz, er quälte jedes Thier, dessen er sich bemächtigen konnte, und hätte gern alle Menschen, die ihm verhaßt waren, mit gleicher Härte behandelt.

Ein Zeitraum von zehn Jahren hatten ihm den Empfang jener Ohrfeige nicht in Vergessenheit gebracht. Er behielt den Austheiler derselben immer scharf im Auge. Der friedfertige Jüngling wich ihm aber sorgfältig aus, und entging dadurch neuen Händeln. Endlich war es der schuldlosen Liebe bestimmt, dem heimtückischen Haß einen Weg der Rache zu öffnen.

Joachim liebte ein artiges Mädchen aus dem Dorfe, und man sprach davon, daß eine Heirath daraus entstehen würde. Philipp hatte bisher das Mädchen wenig beachtet; nun aber faßte er sogleich den Vorsatz, seinen vormaligen Gegner, wo möglich, zu verdrängen. Er ging dem schönen Hannchen überall nach, redete sie freundlich an, und beschenkte sie mit Blumen, die unbedenklich angenommen wurden. Als er aber bald nachher ein seidenes Tuch anbot, wies ihn die züchtige Braut damit zurück, um sich keine Verbindlichkeiten gegen ihn aufzulegen.

Dennoch erschien er des nächsten Tages bei ihren Aeltern, rühmte sich hoher Gönner, die ihm bald eine treffliche Versorgung zuwenden würden, und erklärte dann seinen Wunsch, das ihm bevorstehende Glück mit Hannchen zu theilen. Er empfing den Bescheid: daß er zu spät komme, indem bereits Joachim das Jawort erhalten habe.

Der Verstoßene ergrimmte, bezähmte sich aber, und versicherte heuchelnd: daß er das schöne Kind, da es nun doch für ihn verloren sey, niemanden lieber als dem wackern Joachim gönne. Diese sanfte Sprache nahm er listig an, damit man ihm künftig die Unthat, die er auf der Stelle beschloß, nicht zutrauen sollte.

Er war jetzt zwanzig Jahre alt, und hatte bereits so viele Thiere todt gemartert, daß es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war, ein lebendiges Wesen sterben zu sehen. Thier oder Mensch galt ihm gleich. Er war also, nachdem er den Korb empfangen, sofort entschlossen, den tödtlichen Schuß, an welchem ihn der Geistliche vor zehn Jahren gehindert hatte, jetzt nachzuholen, und Hannchens Bräutigam aus dem Wege zu räumen. Er fürchtete nur Entdeckung. Doch der kleine Umstand, daß Joachim an Sonntagen gewöhnlich einen netten grünen Rock trug und dann wie ein Jäger aussah, brachte den Arglistigen auf einen Gedanken, wie er sich gegen den Verdacht des Meuchelmordes, den er begehen wollte, schon vorläufig sichern könne. Er sprengte nämlich im Dorfe und rings umher aus: es hätten sich Wildschützen im Walde sehen lassen und nach ihm geschossen, aber zum Glück nur seinen Hut getroffen. Diesen hatte er, um sich Glauben zu verschaffen, selbst durchlöchert, und zeigte ihn allenthalben vor. Es gelang ihm auch an den meisten Orten, sein Mährchen geltend zu machen.

Nach dieser Vorbereitung lauerte er seinem Nebenbuhler auf, der gewöhnlich des Sonntags in den Abendstunden mit seiner Verlobten am Saume des

Waldes spazieren ging. Die Liebenden erschienen; Philipp erwartete sie hinter dichtem Waldgebüsch, und jagte dem armen Jüngling eine Kugel ins Herz. Der Unglückliche stürzte nieder und verschied.

Hannchen flog fast sinnlos nach dem Dorfe und rief um Hülfe. Indessen eilte der Mörder heim, schlich durch die Hinterthür ins Haus, versteckte die Kugelbüchse im Hofe, lief in seine Kammer, entkleidete sich schnell, und ging dann, scheinbar ruhig, in die Wohnstube, wo sich seine Aeltern befanden. Der Vater fragte ihn, ob er im Walde gewesen. Er sagte Nein, und gab vor: er habe, weil er sich unwohl gefühlt, in seiner Kammer geschlummert.

Während der Zeit ward Lärm im Dorfe. Man trug den Ermordeten ins väterliche Haus. Ein Wundarzt machte vergebliche Versuche, noch eine Lebensspur in ihm zu finden. Jedermann war über die Meuchelthat empört. Man rieth her und hin, wer sie verübt haben möge. Einige der Anwesenden, die Philipps Lüge von umher streifenden Wildschützen für baare Münze angenommen hatten, glaubten und behaupteten: Joachim sey von dergleichen Gesindel für einen Jäger angesehen und erschossen worden. Andere aber, die den wahren Thäter erriethen, schüttelten un-

gläubig den Kopf, ohne jedoch ihre Gedanken auszusprechen. Auch der Pfarrer, der jetzt ins Trauerhaus trat, erinnerte sich sogleich, daß Philipp schon vor zehn Jahren einen tödtlichen Haß gegen Joachim gehegt und sein Leben bedroht hatte. Der würdige Mann ward daher fest überzeugt, daß Jener der Mörder sey. Dennoch enthielt er sich, dessen Namen zu nennen, und sagte bloß: „Wehe dem Thäter! Er wird seinem Lohn nicht entrinnen."

Indem er diese Worte sprach, drängte sich Philipp in die Stube herein, fragte mit frecher Hast, was vorgegangen sey, und fluchte dem Mörder. Der Pfarrer sah ihm scharf ins Gesicht; verstummend schlug er die Augen nieder, und entfernte sich schnell

Des folgenden Tages, als man den Leichnam geöffnet und das tödtende Blei in ihm gefunden hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß Philipp in der vorigen Nacht seines Vaters Pferd heimlich aus dem Stalle gezogen und sich damit unsichtbar gemacht habe. Steckbriefe verfolgten ihn. Er ward ergriffen und, nach eingestandener That, enthauptet.

Das war das Ende eines Ruchlosen, der durch Peinigung wehrloser Geschöpfe sein Herz versteinert hatte. Der edle Mensch behandelt auch die Thiere mit schonender Sanftmuth, und das gefällt ihrem Schöpfer.

XIV.

Der kleine Held und sein Glück.

In Hindostan lebte vor alten Zeiten ein gewaltiger Riese, der sich mit Menschenfleisch nährte. Er war finster und gräßlich von Angesicht, hatte rothes, borstiges Haar, und weit aus dem Munde hervor stehende Zähne, die Schwertern glichen.

In der Stadt, wo er haus'te, schuf er sich eine Wohnung aus Felsenwänden, die er in fernen Gebirgen mit Leichtigkeit losbrach, auf dem Rücken hinweg trug, und spielend, wie ein Kind sein Kartenhaus baut, zu einer großen Burg zusammensetzte. Darin schlief er den ganzen Tag, und man freute sich, wenn man in einem weiten Umkreise das Schnauben seiner Nase hörte, weil man dadurch überzeugt ward, daß er seinen Magen auf vier und zwanzig Stunden versorgt hatte.

Es war dem trägen Unhold zu unbequem, wie ein hungriger Tieger auf den Raub auszugehen, und das erste, beste Menschlein, das ihm in den Wurf kam, anzufallen und zu zerreißen. Er hatte in seiner Residenzstadt die Einrichtung getroffen, daß man ihm täglich einen erwachsenen Menschen oder zwei Kinder in den Rachen liefern mußte. Diese Obliegenheit ging von Haus zu Haus. Wer sich aber nicht selbst oder Weib und Kind opfern wollte, der konnte zu diesem Behuf einen Sclaven kaufen. Das war großmüthig erlaubt, und das Ungethüm fragte nicht nach Stand und Namen des Schlachtopfers, das man ihm brachte, wenn es nur recht wohlgenährt war.

Als der Menschenfresser schon die halbe Stadt durchgekostet hatte, traf das schreckliche Loos, ihn zu beköstigen, eine redliche, doch sehr arme Familie, die durchaus nicht vermögend war, einen fremden Stellvertreter zu kaufen. Rettungslos sahen also die Unglücklichen das Schicksal vor sich, mit ihrem eigenen Blute das Ungeheuer nähren zu müssen. Vater, Mutter und Tochter, waren bereit, ihr Leben Preis zu geben, und wetteiferten viele Tage lang in dem edlen Erbieten, sich freiwillig dem Tode zu weihen, um die Geliebten zu retten.

In der Frühe des Opfertages legte der Hausvater ein Trauergewand an, umarmte Weib und Tochter, und küßte sein dreijähriges Söhnlein, das unter Allen am muthigsten war, und schon mehrmals seinen Aeltern den Rath gegeben hatte, den Riesen lieber todt zu schlagen, als sich von ihm verschlingen zu lassen. Indem aber der Vater jetzt, mit Thränen in den Augen und schmerzlichem Lebewohl, den Todesweg gehen wollte, sprangen Gattin und Tochter auf, umschlangen ihn, hielten ihn zurück, und wollten ihr Leben für ihn opfern. Sie flogen nach der Thür, um sich, an seiner Statt, in des Ungethüms Hölle zu stürzen. Er ließ sie aber nicht von dannen, und sagte: „Es ist meine Pflicht, für Euch zu sterben, und ich könnte nur, mit Schande bedeckt, als ein feiger Bösewicht leben." Dennoch rangen sie fürder mit ihm, und das Kind umklammerte fest seine Knie, daß er keinen Fuß von der Stelle setzen konnte.

Während dieses Kampfes der Liebe war die Stunde gekommen, in welcher der Riese seinen Imbiß zu empfangen gewohnt war. Er hielt viel darauf, mit dem bestimmten Glockenschlage bedient zu werden, und brummte daher furchtbar, als er dießmal die gehörige Tagesordnung verletzt sah. Endlich erhob er sich von seinem

Lager, trat an die Pforte der Felsenburg, und fragte mit donnernder Stimme: „An welchem Hund ist heute die Reihe, mich zu bewirthen?“ Man nannte ihm jene Familie. „Schlechte Aussicht!“ rief er: „Das sind dürre Hungerleider! Und wenn ich auch allenfalls den größten und fettesten Vogel aus dem Neste bekomme, so hab' ich heute doch einen halben Fasttag. Aber ich bin ein gerechter Mann, ich trete nicht aus meinen Schranken, und will mich mit einem schmalen Bissen begnügen, wenn nur mein gegenwärtiger Heißhunger recht bald gestillt wird.“

Als er nach einigen Minuten vergebens gewartet hatte, stampfte er so mächtig mit den Füßen, daß die ganze Stadt, wie von einem Erdbeben, erschüttert ward. „Heute muß ich mir meine Mahlzeit wohl selbst holen!“ rief er aus, und setzte sich mit großen, schweren Schritten in Bewegung. Die Häuser wankten in den Straßen, durch die er ging, und wer den lebendigen Berg wandeln sah, ergriff die Flucht.

Als er in die Gegend kam, wo er seine Mahlzeit holen wollte, hörten die Unglücklichen, die sie ihm schuldig waren, die Erde dröhnen, und ein Blick aus dem Fenster überzeugte sie, daß der schreckliche Mahner vor der Thür sey. Der Hausvater wollte hinaus sprin=

gen und ihn mit seinem Leben bezahlen; aber seine Gattin und Tochter rissen ihn mit Gewalt zurück, und drängten ihn durch die Hinterthür aus dem Hause. Nur das Knäblein, das man in der Angst vergessen hatte, fand nicht für gut, den Fliehenden zu folgen. Er blieb unerschrocken in der Stube, und erwartete stehenden Fußes den grimmigen Feind.

Der Riese zerschmetterte mit einem Faustschlage die verschlossene Hausthür, duckte sich krumm zusammen, kroch in die Hütte, und brüllte das Kind an: „Wo ist dein Vater? Ich will ihn fressen.“ Schnell hob der Knabe einen Strohhalm vom Fußboden auf, lief damit, als wär' er mit einer herkulischen Keule und mit Herkules Kraft ausgerüstet, dem Goliath entgegen und fuhr ihn an: „Pack dich, du Isegrimm! sonst schlag' ich dich mausetodt!“ — Diese Drohung ergötzte den Riesen dermaßen, daß er ein wieherndes Gelächter erhob, zugleich unbedachtsam mit dem Kopfe in die Höhe fuhr, die niedrige Stubendecke einstieß, das obere Stockwerk mit seinem eisernen Schädel durchbrach, und somit das ganze morsche Haus völlig zerstörte. Es stürzte krachend zusammen, und seine Trümmer erschlugen das Ungeheuer. Aber dem Knaben wölbte der große Leichnam eine Höhle, wo er von kei-

nem fallenden Balken berührt wurde. Er verließ seine Freistatt unbeschädiget, und hüpfte lachend und jubelnd zu seinen Aeltern.

Unbeschreiblich war die Freude der Stadt, als sie sich von der Tyrannei des grausamen Menschenfressers befreit sah. Sie baute den armen Leuten, deren Haus ihn getödtet hatte, ein neues, und versorgte sie reichlich mit Allem, was sie bedurften. Den kleinen Helden wählte man, als er erwachsen war, zum Oberhaupte der Stadt, und sein Muth beschützte sie so kräftig, daß sich kein neuer Tyrann darin festsetzen konnte.

XV.

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Die verwitwete Gräfin Allwing hatte ein armes Fräulein, die Tochter früh verstorbener Aeltern, zu sich genommen. Auguste, ein lebhaftes und muthwilliges Mädchen von siebzehn Jahren, erkannte jedoch die mütterliche Güte ihrer Tante nicht so herzlich, als recht und billig gewesen wäre. Im Gegentheil war sie im Kreise ihrer Gespielinnen undankbar genug, ihrer Wohlthäterin zu spotten, und allerhand possierliche Geschichtchen, die das leichtsinnige Wesen zum Theil selbst erdichtet hatte, von ihr zu erzählen.

Die gute Matrone, die schon tief im Winter ihres Lebens stand, hatte sich verschiedene Sonderbarkeiten angewöhnt, die allerdings einem Fremden, der sie zum

ersten Mal sah und beobachtete, lächerlich scheinen konnten. Sie war ungemein gesprächig, mischte in ihr schlechtes Deutsch viel verbrauchte französische Redensarten, nahm dabei fleißig Tabak, und bediente sich im Hause einer alten, seltsamen Dose, deren Deckel bei jedem Auf- und Zuklappen einen wunderlichen Ton von sich gab. Auguste besaß die Naturgabe, die Stimme und die Geberden jedes Menschen, den sie nur eine halbe Stunde lang gesehen und belauscht hatte, vollkommen nachzuahmen. Damit belustigte sie oft ihre Gesellschaften, und besonders trat sie in der Rolle der alten Tante stets mit dem größten Beifall auf.

Das erfuhr die Gräfin zwar nicht; es war ihr aber bekannt, daß sich das Fräulein mit solchen Gaukeleien abgab, und eine Meisterin darin war. Eine alte, von der Gräfin sehr in Ehren gehaltene Kammerfrau hatte oft den Verdruß, daß sich Auguste keck vor sie hinstellte, und diesen Nachspott mit ihr trieb. Sie beklagte sich endlich bei ihrer Herrin darüber. Auguste bekam Verweise, sündigte aber noch bisweilen wider Willen, indem sie bewußtlos die Stimme der Kammerfrau annahm, wenn sie der Gräfin etwas erzählte, was jene gesagt hatte. Da gerieth die Matrone stets in heftigen Zorn, und stellte dem Fräulein vor: daß sol-

cher Muthwille höchst tadelhaft sey, und sich jedermann vor Personen scheue, die dergleichen Gespött über Andere zu treiben pflegten. Diese Abmahnungen gingen zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Auguste setzte ihr lustiges Spiel fort, und ergötzte ihre Freundinnen, die unendliches Vergnügen daran fanden, zuletzt mit einer Hauptposse, die jedoch für die Darstellerin selbst keine ergötzlichen Folgen hatte.

Die Gräfin ward einsmals von einer befreundeten Familie, die auf dem Lande wohnte, eingeladen, sich einen ganzen Sommertag bei ihr zu vergnügen. Sie entschloß sich schwer dazu, weil sie seit einigen Jahren die Mauern der Stadt nicht verlassen hatte. Endlich faßte sie Muth, setzte sich eines Morgens mit ihrer Kammerfrau in den Wagen, und fuhr nach dem Landgute jener Familie, das nur eine Meile von der Stadt entfernt lag.

Auguste nahm sich vor, den freien Tag recht zu benutzen, und sich länger, als ihr sonst vergönnt war, mit ihren Freundinnen zu vergnügen. Sie wollte sogleich nach der Gräfin Abreise die Runde machen, und eine fröhliche Zusammenkunft für den Nachmittag verabreden. Indem sie sich aber ankleidete, ließen sich zwei alte Damen, denen der Gräfin Landreise nicht

bekannt war, bei derselben zur Kaffeestunde anmelden. Blitzschnell fiel Augusten ein Schwank ein. Sie ging ins Vorzimmer zu dem Boten der Damen und sagte ihm: es werde der Frau Gräfin sehr angenehm seyn, sie bei sich zu sehen.

Das lose Mädchen wollte sie, in der Tante Gestalt, empfangen und bewirthen. Das war kein sonderlich schweres Unternehmen, weil das hohe Alter der beiden Damen ihr Gesicht und Gehör äußerst geschwächt hatte. Ueberdieß befand sich niemand im Hause, von dem vielleicht Hinderniß oder Verrath zu fürchten war. Die Kammerfrau und der Diener hatten die Gräfin begleitet, und die Köchin und das Stubenmädchen waren Augusten ergeben. Doch wollte sie auch Zuschauer bei ihrem Possenspiele haben. Sie lud deßhalb einige ihrer Freundinnen schriftlich ein, sie des Nachmittags zu besuchen, und lockte noch durch den Zusatz: daß sie, in Anwesenheit der Tante, das Kälbchen recht austreiben wollten.

Nach Tische ließ sie sich von einer in der Nähe wohnenden Schauspielerin ein greises Runzelngesicht auf die blühenden Wangen malen, zog ein steifes Schleppkleid aus der Garderobe der Gräfin an, umhüllte ihre braunen Locken mit einer hochgethürmten

Spitzenhaube, setzte eine Brille auf, und übte sich, die von der Gräfin zurück gelassene Tabaksdose gewohnter Maßen zu handhaben und ertönen zu lassen. Alles ging trefflich von Statten. Sie war, als sie sich in einem großen Spiegel besah, vollkommen mit ihrer Verwandlung zufrieden.

Die angemeldeten Damen — die Witwe eines Generals und die Witwe eines Hofmarschalls — erschienen. Auguste trippelte ihnen entgegen, und empfing sie mit einer so meisterhaft verstellten und der Tante nachgebildeten Stimme, daß ihnen nicht einfallen konnte, jemand anders, als ihre alte Freundin, die Gräfin Allwing, sprechen zu hören. Auch die blöden Augen der Matronen konnten den Betrug nicht entdecken, da sich besonders die vorsichtige Maske so weit, als mit Schicklichkeit geschehen konnte, von ihnen entfernt hielt, und die täuschende Brille das gemalte Gesicht noch unkenntlicher machte. Der häufig knallende Dosendeckel setzte der kecken Mummerei die Krone auf.

Als die Gäste Platz auf dem Sopha genommen hatten, sah sich die Generalin im Zimmer um und fragte: „Ist Fräulein Auguste nicht hier?"

„Nein, die Hummel ist ausgeflogen;" antwortete die Komödiantin. „Eine alte, ehrwürdige Gesellschaft

ist nicht nach ihrem Geschmack. Sie conversirt nur gern mit der flüchtigen Jugend. Doch denken Sie zurück, Mesdames! Waren wir vor fünfzig und mehrern Jahren nicht eben so leichtfertig?"

Die Matronen bejahten es mit schalkhaftem Kopfnicken.

Jetzt traten Augustens Freundinnen rasch herein, und stutzten nicht wenig, als sie, anstatt ihrer Vertrauten, die grämliche Tante erblickten. „Ich bedaure sehr, meine schönen Fräulein," rief sie ihnen entgegen, „Ihre Gespielin ist nicht hier, kommt aber bald; nehmen Sie indessen Platz."

Die Falkenaugen der jungen Mädchen entdeckten indessen die wunderliche Verkappung, und lächelten einander zu. Auguste winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten.

Ihr Gespräch mit den beiden Witwen ging nun wieder lustig fort.

Der wirklichen Gräfin Allwing bekam aber die Landluft nicht; sie ward unwohl, ließ bald nach der Tafel anspannen, stieg unbemerkt vor ihrem Hause ab, und trat, da ihre Dienerinnen ausspaziert waren, unaufgehalten ins Kaffeezimmer. Mit Entsetzen erblickte sie ihr Abbild, und taumelte zurück. Auguste sprang

auf und floh in ein anstoßendes Gemach. Die beiden Damen, die bei hellem Tage ein Gespenst zu sehen glaubten, stießen vor Schrecken den Kaffeetisch um, und stürzten ihr nach. Auch die Fräulein wußten nichts bessers zu thun, als so schnell als möglich den Ausreißern zu folgen.

Dieses Getümmel hörte die Kammerfrau und sprang herbei. Die Gräfin, auf einen Stuhl gesunken, winkte mit der Hand nach dem Zimmer, das die Entflohenen verbarg. Die Kammerfrau eilte hinein, erkannte sogleich die muthwillige Auguste, warf ihr, der sie ohnedieß nicht gewogen war, zürnende Worte zu, und die beiden alten Frauen ermangelten ebenfalls nicht, sich über die ihnen widerfahrene Verhöhnung sehr mißfällig zu äußern.

Das Ende vom Liede war, daß die beleidigte Gräfin des folgenden Tages die Frevlerin, trotz Reue und Leid, aus dem Hause wies, und ihr Testament, in welchem sie die Undankbare zur Haupterbin ihres ansehnlichen Vermögens ernannt hatte, zurück nahm. Die Verlassene mußte sich nun mit Stickerei und ähnlichen Arbeiten kümmerlich nähren; denn niemand nahm sich ihrer an, da sie die Wohlthaten der Gräfin übel vergolten hatte.

XVI.

Christophs Feldzug.

In einer Mittelstadt des preußischen Staates ward, wie in der ganzen Monarchie, der im Jahre 1813 erschallende Aufruf zum Kriege gegen Napoleon mit Jubel empfangen. Alle Jünglinge, die sich zum Feldzuge tüchtig fühlten, eilten zu den nächsten Fahnen, um freiwillig, zu Fuß oder zu Pferde, zu kämpfen. Aeltern und Bräute jammerten: doch einstimmig ehrten sie den Muth der Braven, die für des bedrängten Vaterlands Freiheit ihr Leben wagen wollten.

Nur im Hause des reichen Bierbrauers Malz war man anders gesinnt. Christoph, der erstgeborene Sohn, ein derber Bursch von zwanzig Jahren, den die ganze Stadt, wegen seiner Wohlbeleibtheit, den dicken Töffel nannte, hatte nicht die geringste Lust, von

den mütterlichen Fleischtöpfen zu scheiden, und sich bleierne Pillen in den Leib jagen zu lassen. Seine werthen, ebenfalls standesmäßig breiten Aeltern billigten diese Abneigung vollkommen. „Ich hasse die Franzosen;" krächzte mit fetter Stimme der Vater: „Es sind Weinschläuche, verschmähen den edlen Gerstensaft, und brächten's wohl endlich dahin, daß kein ehrlicher deutscher Bürgersmann einen Krug Bier mehr bezahlen könnte. Aber dennoch ist mir unser Sohn zu lieb, als daß ich ihn dazu hergeben sollte, das fremde Volk nach Hause zu hetzen."

„Nein, um Gottes willen, nein!" schrie die Mutter, und schloß ihr liebes Töffelchen in die Arme.

„Ein Mann, ein Wort: du behältst ihn!" sagte der Vater. „Wir dürfen das aber nicht an die große Glocke schlagen; wir müssen vielmehr thun, als wäre Christoph ganz toll und versessen darauf, mit in den Krieg zu ziehen, und hätt' uns gepeinigt, ihn trefflich auszurüsten und beritten zu machen. Morgen ist Roßmarkt; da kauf' ich das schönste Pferd, das ich bekommen kann, und du, Frau, gehst heute noch in den Tuchladen, und kaufst zur Montur das feinste Tuch, das zu haben ist. Darüber entsteht Aufsehen; es wird in allen Häusern davon gesprochen; man lobt

unsern guten Bürgersinn, unsere Vaterlandsliebe. Nun aber muß unser Hausdoktor, von uns gestimmt und bestochen, allenthalben herum gehen und sagen: ich begreife nicht, was Herr Malz denkt. Er will mit aller Gewalt seinen Sohn ins Feld schicken, aber der arme Mensch hat eine so schwache Brust, daß er die Kriegsstrapatzen nicht acht Tage aushalten kann. Ich fühle mich, als Hausarzt, verpflichtet, den guten Leuten dringend vorzustellen, daß sie ihren kränklichen Sohn, der doch keine Heldenthaten verrichten kann, unnütz aufopfern würden. — Nach dieser Einleitung stellt uns der Doktor über Christophs Untüchtigkeit ein Attestat aus, und verbreitet in der ganzen Stadt: wir hätten uns entsetzlich gesträubt, es anzunehmen."

Frau und Sohn lobten diesen Plan, und er ward ausgeführt.

Schon des folgenden Tages zeigte sich Christoph auf einem prächtigen Schimmel, und rief jedem Bekannten zu: „Seht, das ist mein Dienstpferd! Ich denke, manchen Franzosen damit nieder zu reiten." — Gutmüthige Saalbader priesen weitschweifig seinen Heldenmuth. Andere, die den feigen und bequemen Burschen kannten, lächelten schweigend.

Als er aber einige Tage weidlich geprahlt, der Arzt indessen seine Rolle gespielt und den Schutzbrief gegen Schwerter und Kanonen ausgefertiget hatte, begab sich der Braumeister damit auf's Rathhaus, legte ihn der Obrigkeit vor, und beklagte sehr, daß dieser ärztliche Ausspruch seinem Sohne die Hände binde, das Schwert für's Vaterland zu ziehen. Das bedauerte der Magistrat gleichfalls, und die Sache war abgemacht.

Die muthigen Jünglinge flogen zum Kampfe. Christoph hielt sich, nach ihrem Abzuge, einige Tage verborgen, um keine Spottreden über sich zu veranlassen. Der Arzt posaunte indessen von Haus zu Haus: der junge Mensch sey vor Kummer halb wahnsinnig, daß er nicht, wie seine jungen Mitbürger, zum Schwerte greifen könne.

Nach Verlauf einer Woche schlich Christoph wieder aus seinem Versteck hervor, besuchte mit matten Schritten die Nachbarn, und klagte ihnen seine vorgebliche Noth. Man antwortete ihm hier und da: es sey allerdings sehr verdrießlich, einen so wichtigen Feldzug hinter dem Ofen machen zu müssen.

Er hielt sich ungefähr einen Monat ganz eingezogen. Dann aber schien es ihm, es sey Gras genug über seine Feigheit gewachsen, und er könne die Larve

der Kränklichkeit ohne Bedenken von sich werfen. Er besuchte nun wieder einen öffentlichen Lustgarten, wo sich die angesehensten Bürger der Stadt Abends versammelten. Sonntags brachten sie ihre Frauen und Kinder mit, und die erwachsenen Mädchen vergnügten sich mit allerhand Spielen. Töffel dachte: ich bin jetzt Hahn im Korbe und werde bei den jungen Schönen mein Glück machen. Die Mädchen hatten sich auch wirklich schon zu Gunstbezeugungen vorbereitet. Sie hängten ihm, als er sich dahlend in ihrem Kreise herum drehte, ein halbes Dutzend Hasenschwänzlein unvermerkt hinten ans Kleid, und die Gassenbuben erhoben ein Jubelgeschrei, als sie ihn mit diesen Verdienstorden nach Hause gehen sahen.

Er nahm das schnöde Geschenk als einen höflichen Spaß auf, und ließ sich dadurch nicht abschrecken, den Lustgarten ferner mit seiner Gegenwart zu beehren.

Als er sich eines Tages wieder dort blicken ließ, ward er von den losen Mädchen aufgefodert, ihnen die neuesten Kriegsbegebenheiten zu erzählen, weil er doch, wie sie sagten, gewiß im Geiste mitfechte, und immer die frischesten Nachrichten von der Armee erhalte. Er war einfältig genug, den Stich nicht zu fühlen, sondern versicherte treuherzig, er wisse kein Wort davon.

Auch mit andern Geschichten, die man von ihm verlangte, konnte er nicht dienen. „Nun so will ich eine Novelle zum Besten geben," sagte des gelehrten Cantors schelmische Tochter. Man setzte sich um sie her, und sie begann:

„Ein mächtiger Löwe, der eine große Waldwüste beherrschte, gerieth mit einem Gränznachbar, einem eben so gewaltigen Thierkönig, in Unfrieden und beschloß, ihn zu bekriegen. Sein Feldmarschall, ein alter Bär, erhielt Befehl, das Kriegsheer zu versammeln und zum Einfall ins Reich des Feindes zu ordnen. Das soll geschehen, brummte der graue Held, und Euer tapferes Volk wird siegen. Nur die Hasen — die verdammten feigherzigen Hasen — müssen wir zu Hause lassen. Die Wichte halten nicht Stand, und bringen durch ihre Flucht das ganze Heer in Unordnung. — Ho! ho! das sollen sie wohl bleiben lassen! sagte der König. Ordnet vor und hinter ihnen eine Schaar Wölfe, und befehlt diesen, jeden Schuft, der davon läuft, auf der Stelle zu zerreißen.

Dieses Gebot behorchte ein wohlgenährter Rammler, der feigste seines Geschlechts. Zitternd faßte er sogleich den Entschluß, seine Haut in Sicherheit zu bringen. Er lief windschnell über hundert Meilen,

bis er in eine von Menschen bewohnte Gegend kam. Da sah er am Wege ein großes Haus; es war ein Brauhaus. Er hoffte darin eine Freistätte zu finden. Das Thor stand offen, er lief hinein, versteckte sich hinter ein ungeheures, im Hofe stehendes Faß, und hielt sich da, hungernd und durstend, einige Tage verborgen. Eines Morgens aber erblickten ihn zwei Brauknechte, schlugen ihn todt, und er ward, zum Festschmaus für die rohen Gesellen, an den Spieß gesteckt. Zu gleicher Zeit kehrte das Kriegsvolk seiner Heimath, nach einem kurzen, glücklichen Feldzuge, mit Lorbern heim, und sogar seine Brüder, die Hasen, wurden mit Ehren empfangen, weil sie, aus Furcht vor dem Rachen der Wölfe, in Reih' und Glied ausgehalten hatten.“ —

Dießmal erkannte sich der Pinsel denn doch als das Häschen der Fabel, und verließ mit einem sauern Gesichte den Garten. Ein brausendes Gelächter, wie man es sich wohl in kleinen Städten erlaubt, schallte ihm nach.

Seitdem enthielt er sich der Gartenbesuche, und ging überhaupt wenig aus, weil ihn jedermann wunderlich ansah oder wohl gar ins Gesicht lachte. Am Ende zog er sich ganz, wie eine Schnecke, in sein Haus zurück. Aber auch diese Maaßregel schützte ihn nicht vor

Pasquillen, die des Nachts an seine Hausthür geheftet wurden. Vater Malz ergrimmte höchlich darüber, ohne jedoch seinen geliebten Sohn von dergleichen Unbilden retten zu können.

So standen die Sachen noch in den ersten Tagen des Monats April 1814, als die erfreuliche Nachricht von der am 31. März erfolgten Einnahme der Stadt Paris das Land durchflog. Da sprang dem Alten ein glücklicher Gedanke in den Kopf. „Höre, Mutter!“ sprach er zu seiner Frau: „es ist höchst nöthig, unsern von der ganzen Stadt verspotteten Sohn wieder zu Ehren zu bringen, und es zeigt sich jetzt eine gute Gelegenheit, daß er sich ohne die geringste Gefahr an die Armee anschließen kann. Ganz Frankreich ist nun in den Händen der Preußen und ihrer Bundesgenossen; Christoph kann also nach Paris reisen, ohne daß ihn ein Hund anbellt. Kommt er, mit Gottes Hülfe, dort glücklich an, so meldet er sich bei dem Feldmarschall, und bittet um Einstellung in ein Regiment. Die wird man dem hübschen Jungen mit Freuden gewähren. Er verrichtet dann vielleicht einen Wachdienst, kehrt nach sechs oder acht Wochen glorreich mit der Armee zurück, und wird, wie seine Kameraden, mit Jubelgeschrei und Lorbeerkränzen empfangen.“

„Weißt du aber auch gewiß, daß ihm in dem gefährlichen Paris nichts Schlimmes begegnen kann?" fragte die ängstliche Mutter.

„Was soll ihm begegnen?" sagte der Vater. „Die Franzosen sind auf's Haupt geschlagen; sie mucken nicht."

Christoph ging nun, sorgfältig eingemantelt und mit Lebensmitteln reichlich versehen, mit der Post ab, und erreichte, bei erwünschtem Wohlseyn, die französische Gränze. Aber einige Meilen hinter derselben verließ ihn sein Schutzgeist. Ein Trupp bewaffneter Bauern hielt den Postwagen an, und fragte nach Stand und Namen der Reisenden. „Ich bin preußischer Soldat!" sagte Christoph stolz, und legte die Hand an den Säbel. „Gebt das Ding her!" riefen lachend die Bauern: „Ihr seyd unser Gefangener!" — Da half nun weder Trotz noch Bitte; er ward entwaffnet, und ins Gemeindehaus des nächsten Dorfes geführt, wo man ihn einschloß und bewachte. Dabei bewirthete man ihn so nachlässig und unerfreulich, daß ihm nur der wüthendste Hunger die vorgesetzten Speisen einnöthigen konnte.

Zum Glück dauerte diese verdrießliche Gefangenschaft nur einige Tage. Dann bewirkte die indessen eingetretene vollständige Waffenruhe seine Entlassung.

Aber das ihm abgenommene Reisegeld erhielt er nicht wieder. Er mußte sich in seine Vaterstadt zurück betteln, und ward, als er dort ganz abgehungert einzog, weidlich ausgelacht. Das war seiner Bequemlichkeit und Feigheit gerechter Lohn!

XVII.

Die Sonnenfinsterniß.

Herr Stahlberg, der bekannte reiche Mann in Berlin, hatte eben sein großes steinernes Reich in der Friedrichsstraße durchwandelt, und den Insassen, die er als seine Unterthanen zu behandeln pflegte, theils neue Gesetze vorgeschrieben, theils höhere Schatzung auferlegt, und setzte sich nun vergnügt an seinen Schreibtisch, um die Vermehrung seiner Einkünfte zu berechnen. Da trat Julius, sein zwölfjähriger Sohn, mit einem Zeitungsblatte in der Hand, rasch ins Zimmer, und sagte gebieterisch: „Vater, gib Geld! Es werden hier in der Zeitung schwarze Gläser zur Beobachtung der morgenden Sonnenfinsterniß ausgeboten. Ich muß eins haben; gib geschwind sechzehn Groschen Courant!“

„Du bist nicht klug, du heilloser Verschwender!“

fuhr ihn der Vater grimmig an. „Denkst du, ich finde das Geld auf der Straße?"

„Stell' dich doch nicht so arm!" versetzte Julius. „Du hast ja vorhin die Miethen im Hause gesteigert. Die Weiber stehen unten auf der Hausflur beisammen, und jammern und wehklagen."

„Das machen die Weiber nicht anders!" sagte der Alte. „Warum horchst du hin? — Und was hast du nach der Sonnenfinsterniß zu gaffen? Davon wird man nicht satt, nicht reich. Ich glaub' auch noch gar nicht, daß sie morgen kommt. Die Kalendermacher lügen; das ist bekannt. Und stellt sie sich auch allenfalls ein, und du mußt durchaus nach ihr gucken, so kann das durch ein kleines, schwarz geräuchertes Stückchen Glas geschehen. Zerbrich aber nicht etwa eine Fensterscheibe deßhalb, und verdampfe kein ganzes Scheit Kienholz. Ein Splitterchen ist genug. Hörst du?"

Der wohlgerathene Sohn, der brummend davon lief, hatte große Lust, sich mit langen Fingern in den Besitz des verweigerten Geldes zu setzen; aber die väterlichen Kassen waren so fest verwahrt, daß er ihnen nicht beikommen konnte. Verdrießlich sah er sich nun nach einer Glasscherbe um. Da er jedoch keine sogleich fand, zerschlug er die erste beste Fensterscheibe

in einer Hinterstube, lockte die Hauskatze hinein, und verschloß sie darin, um den Verdacht des angerichteten Schadens auf sie zu wälzen. Das unschuldige Thier mußte bis den andern Morgen in seinem Gefängnisse hungern, erhielt dann, als Herr Stahlberg zufällig in die Stube kam und das zerbrochene Fenster bemerkte, unbarmherzige Schläge, und der wahre Thäter blieb verborgen.

Indessen hatte Julius das gläserne Bruchstück mit Kiendampf geschwärzt, und erwartete mit Ungeduld die Sonnenfinsterniß, die denn auch in der zweiten Nachmittagsstunde des siebenten Septembers 1820 richtig eintraf. Er hätte, um sie zu betrachten, nicht nöthig gehabt, einen Fuß aus dem Vaterhause zu setzen; er begab sich aber auf den Gensd'armes-Markt, um sein Licht leuchten zu lassen vor den dort versammelten Leuten. Alle Menschen für dumm und sich allein für klug haltend, freute sich der Prahlgern recht darauf, die von seinem Lehrer empfangene, wiewohl ganz mißverstandene, Erklärung der Sonnenfinsterniß wieder an den Mann zu bringen, und gleichsam den Lehrstuhl auf öffentlichem Markte zu besteigen.

Der junge Professor trat, mit einem schwarzen, so-

genannten altdeutschen Röcklein bekleidet, in den Kreis der zahlreichen Versammlung, und horchte rechts und links, was über die Sonnenfinsterniß geschwatzt werden würde. Da war es denn natürlich, daß er aus Janhagels Munde viel tolles Zeug hörte. Aber Janhagel dünkt sich immer sehr weise, und nimmt es übel, wenn ihn jemand belehren will. Das nicht bedenkend, ging das hochgelahrte Knäblein von einem Trupp zum andern, steckte sein aus langen, wilden Haaren hervor guckendes Näschen in die Gesellschaft hinein, belauschte die gangbaren astronomischen Gespräche, schlug darüber, wenn sie recht einfältig waren, ein lautes Gelächter auf, und brachte mit einem übermüthigen Blick und Tone seine eigene Weisheit zu Markte. „Wer hat Ihn denn gefragt?" hieß es hier; „Halt Er's Maul!" klang es dort. Dieser schnöde Lehrsold benahm ihm aber keineswegs die Lust, noch weiter umher zu spotten, zu lachen und zu schulmeistern. Ueberall waren lose Reden sein Lohn. Eine Rotte Straßenbuben zog ihm nach, und jubelte, wenn er recht derb abgefertiget wurde.

Aber ein gesetzter Mann, der ihn kannte, zog ihn bei Seite und sagte: „Lieber, junger Freund, lassen

Sie sich nicht auslachen! Sie haben, wie ich bemerke, ganz falsche Begriffe von der Sonnenfinsterniß, und wollen doch andere Unwissende spottend belehren. Es ist in unsern Tagen ein gewöhnlicher Dünkel der lieben Jugend, alles zu wissen, alles besser zu wissen, als die ganze übrige Welt. Aber die liebe Jugend macht sich dadurch widrig und verhaßt, und so hat auch Ihr vorlautes Wesen, mein Bester, die gegenwärtige Volksmenge gegen Sie aufgeregt. Darum geb' ich Ihnen den guten Rath, machen Sie sich still aus dem Staube, Sie möchten sonst am Ende noch in unsanfte Hände fallen."

„Wie komm' ich zu dieser Strafpredigt? mein Herr!" rief Julius. „Immer will doch das Alter die Jugend hofmeistern! Sitzt denn die Weisheit im Barte? Das glaubte man vor Zeiten; jetzt hat sich das Blatt gewendet. Die Graubärte gelten nichts mehr; die Jugend beherrscht die Welt."

„Es ist lustig, einen Schulknaben so sprechen zu hören;" sagte der Warner.

„Herr! Sie sind eine gemeine Natur, ein Philister, ein Altflicker!" schimpfte Julius, und ging dem ehrbaren Manne mit schlagfertigen Geberden zu Leibe.

Dieser hob aber schnell die Hand, und machte Miene, dem jungen Weltbeherrscher einen wohlverdienten Nasenstüber zu geben.

Dagegen wollte Julius sein Stückchen Fensterglas als Schild brauchen, und bedeckte geschwind sein Gesicht damit. Er schirmte sich aber in der Angst mit der berußten Seite des Glases, und schminkte sich das Gesicht, besonders den bedrohten Theil desselben, kohlschwarz. Als er nun mit dem Nasenschneller großmüthig verschont worden war, und den gläsernen Schild wieder hinweg nahm, entstand ein ungeheueres Gelächter. Einige hundert Finger zeigten auf ihn, und Alt und Jung schrie: „Seht die naseweise Schwarznase! Seht, seht!“

Ergrimmt schlug er, ohne sich lange zu besinnen, den nächsten Schreier, einen langen, ganz mit Puder überschneiten Haarkräusler, ins Gesicht. Dieser gab die empfangene Ohrfeige blitzschnell zurück. Da erwachte der Gemeingeist der auf dem Markte gegenwärtigen jungen Altdeutschen: sie sammelten sich von allen Seiten, um dem verbrüderten Schwarzrock gegen den schneeweißen Staubmann beizustehen. In keilförmiger Schlachtordnung rückten sie an; Julius stellte sich an ihre

Spitze, bemächtigte sich des Puderbeutels, der aus des Feindes Rocktasche hervor ragte, und schleuderte Diesem die ganze Ladung so wohlgezielt ins Gesicht, daß er mit einer zolldicken Mehlmaske bestürzt dastand, und nicht aus den Augen sehen konnte. Nun aber setzte sich auch der weiße Gemeingeist gegen den schwarzen in Bewegung. Die vorhandenen Haarkräusler schaarten sich zusammen, zogen vom Leder, das heißt: sie rissen ihre Puderquasten aus den ledernen Beuteln, und griffen mit dieser Waffe die Schwarzen so tapfer an, daß sie bald einen vollständigen Sieg über die Farbe der feindlichen Röcke davon trugen. Doch hatten sie auch einigen Verlust. Einer der Schwarzen eroberte einen Beutel, steckte ihn auf einen Stock, und stimmte mit seinen Kampfgesellen ein Siegeslied an. Aber das gesammte Volk schlug sich — mit Ausnahme eines kleinen Schornsteinfegers, der sich zu seiner Farbe hielt — auf die Seite der weißen Partei, und drohte, mit der vereinten Kraft eherner Fäuste über die Schwarzen herzufallen. Da wandten sie sich zur Flucht; doch dem Urheber des Streites und erstem Ausschläger gelang es nicht, sich damit zu retten: er ward ergriffen, mußte die Nacht in gefänglicher Haft zubringen, und

am Morgen von seinem Vater mit bedeutenden Kosten ausgelöset werden.

Daß sein Willkommen zu Hause nicht erfreulich war, läßt sich denken. Er hat seitdem weislich beschlossen, nie wieder bei Sonnenfinsternissen oder andern öffentlichen Gelegenheiten die dunklen Köpfe des Volks erleuchten zu wollen.

XVIII.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Ein junger Handwerksgesell, aus Böhmen gebürtig, wanderte durch Schwaben, und dachte für und für an seine Heimath, wo er ein feines Liebchen hatte. Mit der Heirath stand es aber im weiten Felde. Anton war blutarm, und Meister Peter, des Mädchens Vater, wünschte sich einen reichen Eidam, der ihn in seinen alten Tagen ernähren sollte. Sein eigenes Handwerk hatte freilich keinen goldenen Boden. Er war Schneider, aber nicht Kleidermacher, sondern nur Arzt alter Gewänder, die man ihm zur Heilung ihrer Gebrechen anvertraute. Man zahlte ihm jedoch einen so geringen Lohn, daß er kaum sein liebes Leben davon erhalten konnte. Höchst ungern beschäftigte sich daher seine Heldenfaust, die vormals den österreichi-

schen Husarensäbel tapfer geschwungen hatte, mit der weibischen Nadel. Er wünschte sehnlichst, im Besitz hinreichender Mittel zu seyn, daß er den ganzen Tag im Wirthshause sitzen und zechen könnte. Ein solcher Glückswechsel war aber aus Antons Händen nicht zu erwarten. Sie waren so leer, daß er auf seiner Wanderschaft fechten gehen mußte.

„Woher des Landes?" fragte ihn einsmals ein alter, eisgrauer Mann, der eine Waldhütte bewohnte.

Der Bursch nannte sein Vaterland. Da schlug der Einsiedler vor Erstaunen die Hände zusammen und rief: „Du bist aus Böheim, aus dem reichen Böheim, und gehst hier betteln?"

„Von Böhmens Reichthum weiß ich nichts;" versetzte der Wanderer. „Ich wenigstens habe keinen Theil daran."

„Dazu will ich dir verhelfen;" sagte der Greis. „Eile nach Böheim zurück, erfrage dort den Habichtstein —"

„O, den kenn' ich!" fiel ihm Anton ins Wort. „Ich bin nicht weit davon zu Hause."

„Desto besser!" rief der Alte. „Ich weiß von guter Hand — von gewissen, in den Tiefen der Erde bewanderten Leutchen — kurz, ich weiß, daß am Fuße

des Habichtsteins, an der Mitternachtseite, ein großer Schatz vergraben liegt. Ich könnte längst Herr davon seyn; man wandert aber, mit einer Bürde von hundert Jahren, nicht gern in ferne Länder, und mir sind auch die Blätter der Bäume, die meine Hütte beschatten, lieber als Goldstücke. Darum schenk ich dir jenen Plunder, junger Gesell! Geh stracks in deine Heimath zurück, und hebe bei Nachtzeit den Schatz; sprich aber zuvor mit keinem Menschen davon. Eine kleine Spitzsäule bezeichnet den Ort, wo du mit leichter Mühe ein reicher Mann werden wirst.“

Anton dankte für die gute Nachricht, ob er gleich noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache gewinnen konnte.

Er lief nun Tag und Nacht, wie ein Eilbote, kam an seinem Wohnorte glücklich an, umarmte sein gutes Mütterlein, und flog dann zu seiner Marie, die ihm jauchzend und mit offenen Armen entgegen gesprungen wäre, wenn ihr nicht des Vaters finsteres Gesicht einen kühlern Empfang geboten hätte.

„Schon wieder da?“ brummte der alte Husar. „Ich glaubte, du würdest dich zehn Jahre lang in der Welt umsehn. Aber auf dich paßt das Sprichwort: Eselstrab ist von kurzer Dauer. — Nu, meint-

wegen! Du bringst doch wohl einen Sack voll Geld mit?"

„Ach nein, lieber Meister!" seufzte Anton. „Doch hab' ich eine Aussicht."

„Und ich hab' die Einsicht, daß du zeitlebens ein Bettelhund bleiben wirst;" polterte Peter, und wies ihm die Thür.

Anton zog sich zurück, und winkte Marien mit den Augen. Sie begleitete ihn hinaus. Auf der Hausflur blieben sie stehen, und Anton vertraute hier dem Mädchen, daß ihm ein hundertjähriger Einsiedler einen Schatz am Fuße des Habichtsteins zugewiesen habe. Er verschwieg ihr auch nicht: daß eine Spitzsäule das Lager des Goldes bezeichne, und daß er in der morgenden Nacht — denn heute sey er noch müde von der Reise — die Hebung des Schatzes versuchen wolle.

Der neugierige Peter horchte am Schlüsselloch, und erfuhr so das erfreuliche Geheimniß. Als er sattsam unterrichtet war, schlich er auf den Zehen an seinen Arbeitstisch zurück, und sagte Marien, als sie wieder in die Stube trat, kein Wort davon, daß er Antons Geplauder belauscht hatte.

Sie begab sich, als es Abend geworden, in ihr Kämmerlein, um ungestört an ihren Trauten zu den=

ken. Bald nachher stahl sich ihr Vater, mit einer Diebslaterne und allerhand Werkzeugen, die er zur Eroberung des Schatzes nöthig hatte, aus dem Hause, und lief zum Habichtstein.

Er fand die Spitzsäule, und grub und schaufelte mit Macht. Nach dreistündiger Arbeit öffnete sich ihm eine Höhle, worin das Geripp eines kopflosen Riesen lag. „Blitz und Donner! das ist ein ungeheurer Kerl!“ sagte der Schatzgräber. „Seinen Kopf hätt' ich sehen mögen; der muß so groß als mein Kachelofen gewesen seyn.“ — Indem er noch diese Betrachtungen anstellte, fiel ihm ein lederner, mit Draht überflochtener Sack in die Augen. Hastig zog er ihm das eiserne Oberkleid ab, schnitt ihm den Bauch auf, und glänzende Goldmünzen rollten ihm entgegen. Rasch gab er dem Riesen, der sich das alles gefallen ließ, seine Bettdecke von Sand und Steinen zurück, und eilte mit der gewichtigen Beute davon.

Er zählte und rechnete zu Hause die ganze Nacht, und die ausfallende Summe überstieg seine Erwartung. Dennoch beschloß der Schuft, dem rechtmäßigen Herrn des Schatzes den Raub zu verheimlichen, und sich den armen Burschen, der ihm nun vollends ein Dorn im Auge war, mit Gewalt vom Halse zu schaffen. Die-

sem schönen Vorsatz zu Folge, fing er am Morgen, als der freundliche Jüngling zum Besuch kam, allerhand vom Zaune gebrochene Händel mit ihm an, überhäufte ihn mit grundlosen Vorwürfen und Schimpfreden, that einen Schwur, daß Marie nimmer die Seinige werden solle, und warf ihn endlich, um alle diese Unbilden zu bekräftigen und zu besiegeln, förmlich aus dem Hause.

Es wäre der Jugendkraft des Gemißhandelten ein Leichtes gewesen, den dürren, marklosen Schneider zu überwältigen und in den Sack zu stecken. Er wehrte sich aber nicht, weil ihm sein wüthender Feind, als Mariens Vater, eine heilige Person war. Weinend ging er fort und seufzte unter Weges: „Wie hab' ich das verdient? — Verlier' ich Marien, so würde mich der Besitz goldener Berge nicht freuen. Der Schatz beim Habichtstein ruhe bis zum jüngsten Tage; ich heb' ihn nicht.“ — Und er that auch in der folgenden Nacht keinen Schritt darnach.

Während er sie durchweinte, belustigte sich Meister Peter abermals mit seinen Goldstücken, und war noch, als die Thurmglocke zwölf schlug, mit Zählen beschäftiget. Schaudernd vernahm er jetzt schwere Fußtritte, die seine baufällige hölzerne Stiege zu zermal=

men drohten. Sie donnerten bis vor seine Thür; diese that sich auf, und herein trat das furchtbare Gerippe des Riesen aus der Höhle beim Habichtstein. Der alte Kriegsknecht, der sonst keine Furcht kannte, kroch mit Stoßgebeten unter den Tisch.

Das Gespenst trug seinen Kopf unter dem Arme, setzte ihn aber, beim Eintritt in die Stube, an den gehörigen Ort und brüllte: „Hervor, du Schelm! Hier bring' ich dir meinen Kopf, den du sehen wolltest. Nun aber packe dieß gestohlene Gold schnell zusammen, und trag's zu Anton, dem's gehört.“

Der Schneider saß mit Zähnklappen unter dem Tisch, und regte sich nicht.

Desto thätiger war das Gespenst. Es strich mit langen Knochenhänden alle Goldstücke, die auf Tischen und Stühlen herum lagen, rasch zusammen, schüttete sie in den ledernen Sack, zog den alten Dieb aus seinem Versteck, drückte ihm die goldene Last in den Arm, und trieb ihn vor sich her nach Antons Wohnhause. „Angeklopft und hinein!“ gebot's an der Thür. „Das Gold abgegeben und gesagt: Marie ist dein! — Sprich kein anderes Wort, sonst brech' ich dir den Hals!“

Gehorsam klopfte der gedemüthigte Meister an die Hausthür. Anton öffnete sie, und machte große Au-

gen, als er zu einer so ungewöhnlichen Zeit seinen Widersacher vor sich erblickte. Bevor er aber noch seine Verwunderung äußern konnte, setzte ihm Meister Peter den Geldsack vor die Füße und stammelte bebend: „Das ist dein und Marie dazu!" —

Nach diesen Worten verschwand das lauernde Gespenst von seinem Wachposten am Hause.

Der Weg war dem Schneidermeister nun frei, und er lief wie wahnsinnig von dannen, ohne dem staunenden Jüngling, der ihn sprechen wollte, Rede zu stehen.

Schrecken und Todesangst warfen ihn auf der Schwelle seines Hauses zu Boden. Marie brachte ihn zu Bett. Er fühlte, daß sein Stundenglas ausgelaufen war, und verwandte noch seine letzten Augenblicke zu dem Geständniß seiner Unthat.

Anton, der bald darauf kam, fand ihn schon starr und todt. „O, könnt' ich ihn wieder erwecken!" rief der gute Mensch. „Wir waren versöhnt; er willigte noch in unsere Verbindung, und dafür wollt' ich ihm Methusalems Alter und alle Schätze der Erde gönnen."

XIX.

Der Großsprecher.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen;" sagte der junge Herr Blasius, und beschloß, auch eine Reise zu machen: denn erzählen, von sich selbst erzählen und weidlich aufschneiden, war sein Leben.

Die Schweiz lag ihm am nächsten; er setzte seinen Stab hinein.

Eines Abends fand er in einem Wirthshause, wo er übernachten wollte, gute Gesellschaft. Sie war aber nicht besonders sprachselig; man ließ ihn meistens allein reden. Das war ihm eben recht. Er bediente sich der trefflichen Gelegenheit, höchst rühmlich von sich zu sprechen, und ganz unglaubliche Kraft- und Ehrenthaten, die er im Krieg und Frieden vollbracht

haben wollte, zu berichten. Der Gastwirth, ein Schalksgesicht, hörte eine Weile sehr andächtig zu. Auf Einmal rief er mit starker Stimme: „Ist jemand an der Thür?" — Blasius, der sie im Rücken hatte, wandte sich geschwind, und erblickte an ihr die mit Lampen beleuchtete Inschrift: „Ob's wohl wahr ist?" — Der Wirth und die übrigen Gäste lachten ins Fäustchen; aber Herr Blasius, der den stummen Verweis fühlte, ging verdrießlich zu Bett.

Nach einigen Tagereisen waren jene bedenklichen Worte vergessen, und er machte sich abermals in einem Gasthofe das Vergnügen, die prächtigsten Dinge von sich zu erzählen. Aber den Faden seiner Rede zerschnitt plötzlich ein großes, wohl zwei Ellen langes Messer, das oben an der Stubendecke, von einem geheimen Zuge bewegt, mit widerwärtigem Gekreisch hin und her fuhr, als ob es dem ruhmredigen Gaste im Aufschneiden beistehen wollte. Stutzend hielt er ein; das Messer ward ebenfalls ruhig. Als er aber nach einigen stillen Minuten seine Prahlereien fortsetzte, arbeitete auch jenes wieder. Grimmig sah er die Maschine an und sagte. „Wenn Du sprichst, muß ich schweigen!" Und er sprach nun kein Wort weiter.

Des folgenden Abends fiel ihm beim Eintritt ins

Gasthaus, wo er sein Nachtlager zu nehmen gedachte, eine Windmühle ins Gesicht, die zwar nach verjüngtem Maaßstabe, doch immer noch groß und breit genug, in der Wirthsstube auf dem Tische stand. „Ein wunderlicher Tafel-Auffsatz!" sprach der Wandersmann für sich, und nahm Platz am Tische. Seine Schwatzhaftigkeit gab sich bald kund; er war hier, wie überall, ein unverschämter Großsprecher. Als er aber recht im Zuge war, wurden die Flügel der Windmühle lebendig, und ihr rascher Umschwung machte ein solches Gerassel, daß der Windbeutel, von dem Lärm übertäubt, schweigen mußte. Ergrimmt sprang er auf, zahlte seine Zeche, stürmte fort, und eilte wieder in sein Vaterland, weil man sich in der Schweiz verschworen zu haben schien, seine behende Zunge ihres größten Vergnügens zu berauben.

Die drei Gastwirthe, die durch Inschrift, Riesenmesser und Windmühle ihre Gäste zur edlen Wahrheit bekehren wollten, hatten sich auch um ihn das Verdienst erworben, daß er nach der Rückkunft in seine Heimath weniger schwatzte und prahlte, und sich dadurch bei seinen Mitbürgern beliebter machte, als er zuvor gewesen war.

XX.

Die große Dampfmaschine.

Ein Nachtrag zur Geschichte der spartanischen Mahlzeiten in Frauenfeld.

Glaubwürdiger Briefe, die neulich aus diesem berühmten Städtchen einliefen, erzählen folgende Begebenheit.

Die Spartaner hatten eben (wie Seite 146 gemeldet ward) den Gasthof zum Elephanten mit zornigem Getümmel verlassen, als ein junger Reisender, mit einem Ränzel auf dem Rücken, ins Haus trat. Der Wirth und die Seinigen lachten noch über den lustigen Vorgang so unmäßig, daß sie ihn kaum bemerkten.

„Ich komme ja hier in eine recht fröhliche Herberge!" hob er an. Darf ich fragen, was sich begab?"

Der Wirth erzählte mit der besten Laune die ganze Geschichte.

Der Fremde hörte aufmerksam zu, schüttelte bisweilen den Kopf, und sagte zuletzt: „Jammer und Schade,

daß man den trefflichen Gedanken des ehrlichen Aristodemus nicht geschickter ausgeführt hat! Man hätte die spartanische Wirthschaft ganz anders einrichten müssen. So angefangen, konnte sie nicht blühen und gedeihen."

„Warum nehmen Sie, mein Herr, solchen Antheil daran? fragte der Wirth. „Man sollte wahrhaftig glauben, Sie wären der Herr Aristodemus in hoher Person."

„Wenn ich's nun wäre!" versetzte der Fremde. „Und — was soll ich's läugnen? — ich bin's!" —

„Ist's möglich?" rief der Wirth, und zog die Mütze ab. „Nun, ich danke Ihnen, daß Sie mir in den letzten acht Tagen eine gute Einnahme verschafften."

„Nicht Ursach;" erwiederte Aristodemus, und ging, mit gesenktem Kopf und den Finger an der Nase, in der Stube auf und nieder.

Der Wirth erlaubte sich die Frage: worüber er so ernsthaft nachdenke.

„Ich will die spartanische Tischgesellschaft wieder in Gang bringen, und deßhalb sogleich der Frau Bürgermeisterin meine Aufwartung machen."

„Warten Sie bis morgen!" sagte der Wirth. „Vormittags ist die Dame allein, und das ist nöthig, weil sich sonst der Herr Bürgermeister ins Spiel mischen und Ihren Antrag mit einem trockenen Nein abweisen möchte."

Die Frau Bürgermeisterin gerieth in Entzückung, als sich Aristodemus des folgenden Tages ihr vorstellte. „Ich komme," begann er, „Ihnen zu danken, daß Sie die von mir empfohlenen spartanischen Mahlzeiten eines Versuchs gewürdiget haben. Ich erfuhr das dreißig Meilen von hier, und machte mich schnell auf den Weg, um Ihnen mit gutem Rath und thätigem Beistand zu dienen. Leider komm' ich zu spät! — Ich wollte hier eine große Dampfmaschine aufstellen, die nicht nur äußerst schmackhaft und wohlfeil kochen, sondern auch andere weibliche Arbeiten thun sollte. Sie hätte gewaschen, genäht, gestrickt — in Summa: alle Frauengeschäfte verrichtet, und jede Dame, die sich von ihr hätte bedienen lassen, durch Ersparniß bereichert."

„Und diese Wundermaschine, diese Dienerin mit hundert Händen, wollten Sie uns wirklich verschaffen?" fragte sie freudig.

„Ich wollt' es und will's auch noch;" war die Antwort. „Aber ich muß ein Haus dazu einrichten, muß Dampfkessel und Steinkohlen anschaffen — kurz, ich bedarf wenigstens dreihundert Thaler, eh' uns die Maschine eine Suppe kocht oder einen Strumpf strickt. Ist sie aber einmal im Gange, so verdient sie Hundert vom Hundert."

Er berechnete sofort kurz und bündig die Möglichkeit und Sicherheit dieses Gewinnes.

Die Bürgermeisterin sann einige Minuten nach, und sagte dann: „Lassen Sie mir bis morgen Bedenkzeit. Wir Frauen müssen uns allenfalls ins Mittel schlagen. Unsere Männer sind beutelscheu.“ —

Herr Aristodemus empfahl sich mit dem Versprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Der Bürgermeister hatte gerade dreihundert Thaler, die zu einer Erbschaft gehörten und erst in sechs Wochen zur Auszahlung kamen, in gerichtlicher Verwahrung. Die Obhut solcher Gelder überließ der gemächliche Mann seiner Frau. Der Schlüssel des Schrankes, worin sie lagen, war in ihren Händen. Sie dachte: die dreihundert Thaler faulenzen hier. Warum sollen sie nicht arbeiten, und dazu beitragen, daß ich mein Leben lang von widerwärtigen Arbeiten befreit werde? Fort mit ihnen! Vor Ablauf der nächsten sechs Wochen gehen andere Geldsummen ein, und damit füll' ich die Lücke so lange, bis die wohlthätige Dampfmaschine mein Darlehn zurückzahlt.

Herr Aristodemus empfing von ihr am folgenden Tage das müßige Geld, um es in Thätigkeit zu setzen.

Sie schlug ihm zugleich ein leer stehendes, feuerfestes Hintergebäude ihres Hauses zur künftigen Wohnung der Dampfmaschine vor. Er fand es dazu bequem, und bat, ihm den geschicktesten Mauermeister des Orts rufen zu lassen. Der Meister kam. Aristodemus zeichnete geschwind einen Ofen und einen Herd auf ein Blatt seiner Schreibtafel, und trug Jenem auf, beide sobald als möglich zu bauen. Das versprach der Meister, und gelobte tüchtige Arbeit.

Aristodemus beurlaubte sich dann auf vierzehn Tage von der freundlichen Dame. Er mußte in der nächsten großen Stadt einen Dampfkessel bestellen und Steinkohlen kaufen, die er auf Dampfwagen nach Frauenfeld senden wollte.

Was freute sich die Bürgermeisterin auf alle diese Herrlichkeiten und ewigen Feiertage! Sie sprang ihrem Mann, als er vom Rathhause kam, mit der Nachricht entgegen, daß sie das Hintergebäude sehr vortheilhaft an einen wohlhabenden Fremden vermiethet habe. „Meinetwegen!“ sprach er hastig. „Mich hungert; laß auftragen!“

Ofen und Herd waren in acht Tagen fertig. Aber des Herrn Aristodemus Urlaubszeit verstrich; er sandte weder Steinkohlen, noch kam er selbst, und

schrieb auch zu seiner Entschuldigung keine Zeile. Seine Gönnerin wußte nicht, was sie von dem ehrlichen Manne denken sollte. Ihre Angst stieg mit jedem Tage. Es kamen keine neuen Verwahrgelder ein, und die heimlich entfremdeten dreihundert Thaler sollten nächstens ausgezahlt werden. Da mußte sie denn in einen sauern Apfel beißen, und die unbesonnene That ihrem Gatten bekennen. Er machte freilich ein bitterböses Gesicht und ließ harte Worte fallen; doch war er so vernünftig, keinen fruchtlosen Lärm zu machen. In aller Stille fuhr er nach der Stadt, wo der Dampfkessel herkommen sollte. Er wollte diesen nicht holen, sondern die fehlende Summe von wohlhabenden Freunden entlehnen.

Dort angekommen, ging er zunächst nach dem Polizei-Amte, und erkundigte sich, ob vor fünf Wochen ein gewisser Aristodemus in der Stadt eingetroffen sey. Aber man wußte nichts von ihm. Verdrießlich setzte sich der Bürgermeister in dem Gasthofe, wo er eingekehrt war, zum Mittagsessen an die Wirthstafel. In seiner Nähe saß ein zierlich gekleideter junger Mann, der seinen Nachbarn erzählte: er habe neulich der Bürgermeisterin in Frauenfeld, einer alten, arbeitscheuen Zierpuppe, eine Dampfmaschine versprochen,

die kochen, waschen, nähen und stricken könne, und die einfältige Frau warte mit Schmerzen darauf. Das Kleeblatt lachte herzlich. Indessen stand der Bürgermeister auf, ging in die Nebenstube zum Wirth, und fragte ihn, wer dieser Mensch sey. „Er wohnt bei mir, nennt sich von Thalburg, und läßt viel Geld aufgehen;" war die Antwort. „So hab' ich ihn verkannt," sprach der Bürgermeister mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Er ging aber bald nachher aus, und holte einen Polizeidiener, den er einstweilen in seiner Stube verbarg.

Nach Tische begab sich der sogenannte Herr von Thalburg in sein Zimmer. Der Bürgermeister folgte ihm, stellte den Polizeidiener an die Thür, klopfte an, und sagte beim Eintritt: „Hab ich die Ehre, den Herrn Aristodemus zu sprechen?"

Erschrocken und bleich antwortete Jener: „Der bin ich nicht."

„Sie sind's! Das sagt Ihnen der Bürgermeister von Frauenfeld ins Gesicht. Heraus mit den dreihundert Thalern, die Sie meiner Frau abschwatzten."

Der Bube nahm sich jetzt gewaltsam zusammen, und sagte trotzig: „Sie träumen, Herr! Verlassen Sie mich!"

„Nicht ohne meine dreihundert Thaler!" rief der Bürgermeister. „Draußen steht ein Polizeidiener, der sie mir will wegtragen helfen."

Nun kroch der Spitzbube zu Kreuze, zog aus seinem Koffer einen Beutel hervor, worin sich noch zwanzig Thaler befanden, übergab zwei leere Beutel, und bat um Schonung. Aber ohne Barmherzigkeit rief der Bürgermeister den furchtbaren Thürwächter herein, der den Betrüger zur Haft brachte. Es ergab sich bei der Untersuchung, daß er weder Aristodemus noch Thalburg hieß, und die verschwendeten zweihundert und achtzig Thaler nicht wieder erstatten konnte. Er büßte seinen Gaunerstreich im Zuchthause.

Der Bürgermeister erhielt das benöthigte Darlehn, kehrte ruhig nach Hause zurück, predigt aber noch bisweilen über das Sprichwort: „Trau, schau, wem!" und über den Spruch Salomonis: „Durch weise Weiber wird das Haus erbauet; eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun." — Seine Zuhörerin geberdet sich manchmal übel dabei; doch nimmt sie sich jetzt des Hauswesens lebhafter an, und trachtet nicht mehr darnach, sich durch spartanische Tischgesellschaften und Dampfmaschinen die elende Glückseligkeit der Faulenzer zu erwerben.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

8° L. G.
Langkius

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 26

Stuttgart 1837

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4110 -31
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260896-9